

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhoff 292-297

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. — Der Verlag behält sich das
Recht der Ablehnung nicht genehmter Anzeigen vor!

Die Konferenz im Landhaus

Das Ergebnis von Chequers: Auf Amerika kommt es an!

London, 8. Juni. (Eigenbericht.)

Nach der britisch-deutschen Ministerbesprechung in Chequers wurde folgende gemeinsame Mitteilung veröffentlicht:

Während des Wochenendes haben der Reichszankler und der Reichsaußenminister ihren Besuch in Chequers abgestattet. Von englischen Ministern waren anwesend, der Premierminister, der Außenminister und der Handelsminister.

Am Sonntag gab der Premierminister ein Frühstück, bei dem folgende Herren zum Teil mit ihren Damen zugegen waren: der deutsche Botschafter, der Erste Lord der Admiralität Alexander, der Gouverneur der Bank von England, Bernard Shaw, der Unterstaatssekretär im Foreign Office, Sir Robert Bunsittart, der Bräutigam des Königs, Sir Clive Wigram, Sir Frederick Vethers, der Sekretär des Königs, Graf Bernstorff, Mr. Malcolm MacDonald, sowie Fräulein Isabel MacDonald.

Der Besuch war vor einigen Monaten zum Zwecke persönlicher Fühlungnahme vereinbart worden. Bei Gelegenheit dieser zwanglosen Zusammenkunft wurde

in freundschaftlicher Weise die Lage erörtert, in welcher sich das deutsche Reich und andere Industriestaaten gegenwärtig befinden. Die deutschen Minister betonten mit besonderem Nachdruck die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage in Deutschland und die Notwendigkeit der Schaffung von Erleichterungen. Die englischen Minister wiesen auf den internationalen Charakter der derzeitigen Krise und ihre besonderen Rückwirkungen auf England hin.

Beiderseits herrschte Uebereinstimmung darüber, daß neben den Maßnahmen, die jedes einzelne Land für sich zu ergreifen hätte, die Wiederherstellung des Vertrauens und die wirtschaftliche Wiederbelebung von internationaler Zusammenarbeit abhängig seien. In diesem Sinne werden beide Regierungen sich bemühen, die gegenwärtige Krise in enger Zusammenarbeit mit den anderen beteiligten Regierungen zu bekämpfen.

Der Gouverneur der Bank von England wird noch diese Woche mit dem amerikanischen Staatssekretär Mellon in London eine Besprechung haben, wobei natürlich auch das internationale Schuldenproblem und Maßnahmen zur Behebung der Weltwirtschaftskrise erörtert werden.

Curtius erläutert das Kommuniké.

London, 8. Juni.

Reichsaußenminister Dr. Curtius gab den Vertretern der deutschen Presse zum Kommuniké folgende Erläuterung: Im Vordergrund der Aussprache hat die Lage Deutschlands und die allgemeine Krise gestanden. Wir, insbesondere der Herr Reichszankler haben eingehend die finanziellen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands, die innere und äußere Lage, die Notwendigkeit von Erleichterungen in aller Offenheit besprochen und haben freundschaftliches Verständnis gefunden. Worauf die englischen Kollegen Wert gelegt haben, ergibt sich aus dem Kommuniké. Einzelheiten mitzuteilen verbietet die Vertraulichkeit und Freundschaftlichkeit der Aussprache. Wir sind

übereingekommen, daß neben den Maßnahmen, die jedes Land für sich zu treffen hat, ein internationales Zusammenwirken erforderlich ist.

Darauf stellen sich beide Teile ein. Wir haben den englischen Kollegen, besonders MacDonald und seiner Tochter, unseren herzlichsten Dank ausgesprochen und den Wunsch hinzugefügt, ihre Gostfreundschaft zu vergelten. Wir hoffen, daß dies bald möglich sein wird. Auf eine Frage hinsichtlich der internationalen Zusammenarbeit erklärte der Außenminister: Wir haben die Verpflichtung, alles in Bewegung zu setzen um der gegenwärtigen Krise Herr zu werden. Die Anwesenheit des Gouverneurs der Bank von England, des permanenten Unterstaatssekretärs des Foreign Office, Bunsittart, und des englischen Finanzachwerständigen Ash, ist von besonderem Wert gewesen. Die Besprechungen haben im wesentlichen der Wirtschaftskrise gegolten. Andere Probleme, wie z. B. das der Abrüstung wurden gestreift, aber nicht vertieft. Es war das erste Mal, daß seit dem Kriege außerhalb einer internationalen Konferenz deutsche Minister von englischen Ministern eingeladen worden sind. Diese Tatsache allein ist von außerordentlicher Bedeutung.

Noch kein gemeinsames Vorgehen.

London, 8. Juni. (Eigenbericht.)

Der Verlauf der Besprechung in Chequers wird von der gesamten englischen Presse als „überaus glücklich“ bezeichnet. Der „Daily Telegraph“ fügt als einziges Blatt hinzu, daß die eng-

lische und deutsche Regierung wahrscheinlich bald in Paris, den anderen europäischen Hauptstädten und auch in Washington vorstellig würden, um gemeinsame Mittel und Wege zur Behebung der deutschen Wirtschaftsnot und zur Lösung der Weltwirtschaftskrise zu finden. Wie aus der englischen Presse hervorgeht, ist eine gemeinsame internationale Aktion zunächst nicht verabredet.

Englische Warnung an USA.

Das Arbeitersonntagsblatt „The People“ bringt unter der Ueberschrift „Was Deutschlands Ruin Amerika kosten würde“ einen Artikel seines diplomatischen Korrespondenten, der eingangs auf die ungeheure Bedeutung des Besuchs der deutschen Staatsmänner hin-



Zur Chequers-Konferenz

Pressevertreter warten vor den geschlossenen Toren des Landhauses Chequers, wo die Konferenz der deutschen und englischen Staatsmänner unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindet.

wies. Es handele sich dabei um den zukünftigen Wohlstand eines jeden Briten. Das Unglück eines deutschen Bankrotts würde fast gewiß von einer Revolution begleitet sein. Eine deutsche Ummwälzung könnte ganz Europa in Brand setzen, wobei Rußland gewiß nicht den unläugigen Zuschauer spielen würde. Für Großbritannien würde es bedeuten, jährlich 33 Millionen Pfund Sterling zur Zahlung an Amerika aufzutreiben. Die Folgen für die Vereinigten Staaten würden noch ernster sein.

Deutschlands Zahlungseinstellung würde die kleinen amerikanischen Kapitalisten 500 Millionen Pfund Sterling kosten.

was die ohnehin schlimme Lage auf die Spitze treiben, vielleicht sogar eine Revolution zur Folge haben würde. Der Mann der kleinen amerikanischen Staaten des mittleren Westens, der geistig 50 Jahre hinter der Zeit zurück ist, lasse sich nicht erweichen, von seiner Forderung auf Zahlung der Kriegsschulden abzugehen. Er aber blühe bei weitem die Mehrheit der amerikanischen Wählerschaft.

„Sunday Times“ veröffentlicht ein Interview mit dem englischen Wirtschaftsführer Sir A. Salten, worin dieser anregt,

England solle die Wiederaufstellung der Reparationsfrage durch Aufhebung seiner Kriegsschuldenzahlung an Amerika erzwingen.

Weltfrieden und Beseitigung der lähmenden Angewohnheit, so meint er, werden nur durch ein engeres Verhältnis zwischen dem britischen Reich, Deutschland und den Vereinigten Staaten kommen.

„Daily Herald“ schreibt im Leitartikel: Die Besprechungen von Chequers haben ihren Zweck erfüllt. Wenn in einigen Kreisen Enttäuschung darüber herrscht, daß die Zusammenkunft der britischen und der deutschen Staatsmänner keinen Plan für eine sofortige Aktion gezeitigt hat, so nur, weil man falsche Erwartungen gehegt hat.

Zweck der Besprechungen war nicht, Pläne zustandezubringen oder endgültige Maßnahmen zu beschließen oder sie auch nur zu erörtern, sondern die Lage zu prüfen und jede Seite mit Standpunkt und Problemen der anderen Seite vertraut zu machen.

Die Tatsache, daß dies geschehen ist, genau in dem Maße wertvoll, wie sie verwertet wird. Die Probleme sind erörtert worden; aber sie sind dadurch nicht verschwunden. Der nächste

Schritt ist, den Satz des amtlichen Kommunikés zu verwirklichen, der besagt, „in diesem Sinne werden beide Regierungen sich bemühen, die gegenwärtige Krise in enger Zusammenarbeit mit den anderen beteiligten Regierungen zu bekämpfen“.

Während der nächsten Monate müssen die Regierungen entweder direkt oder durch Genf oder in der vom Young-Plan vorgesehenen Weise Maßnahmen ergreifen, um den drohenden Sturm abzumenden.

Es würde eine Katastrophe werden, wenn man warten würde, bis der Sturm losbricht, d. h. bis Deutschland von seinem Recht Gebrauch macht, den Transfer eines Teils seiner Reparationszahlungen anzuhalten, damit ein Loch in die Budgets jedes Gläubigerlandes zu reißen und die Zahlung der Kriegsschulden an Amerika unjagbar schwierig, wenn nicht unmöglich zu machen.

Mit jedem Tage wird es deutlicher, daß im Herbst eine solche Lage möglich oder beinahe unvermeidlich ist. Die Folgen würden unberechenbar, die indirekten Wirkungen auf den Kredit erschütternd sein. Störung der Reparationszahlungen würde nur der erste Teil einer ganzen Kette wirtschaftlicher Erschütterungen werden. Die Frist wird mit jedem Tage kürzer, und die Unterredungen in Chequers werden gar nicht abzuschätzen Wert haben, wenn sie in absehbarer Zeit zu internationaler Zusammenarbeit führen, um der Krise zu entgehen, deren Schatten die Welt bedeckt.

Paris behauptet deutsches Druckmanöver.

Paris, 8. Juni. (Eigenbericht.)

Das Chequers-Kommuniké wird von der französischen Presse allgemein als der Beginn neuer Verhandlungen über das Reparationsproblem bezeichnet.

Ein Teil der Pariser Presse kritisiert es, daß die Kundgebung der Reichsregierung zu der neuen Rotverordnung zu gleicher Zeit mit dem Beginn der Konferenz in Chequers veröffentlicht wurde. Die Kundgebung habe, so schlußfolgert der Sozialist Léon Blum, die englischen Minister gemessen vor eine vollendete Tatsache gestellt. Er fragt deshalb, warum man die Veröffentlichung nicht bis zur Rückkehr Brinnings zurückgestellt habe.

Der Sonderberichterstatter des „Matin“ behauptet, daß MacDonald und Henderson durch die Veröffentlichung der Rotverordnung während der Konferenz in Chequers in Verlegenheit gebracht worden seien. Der „Temps“ bezeichnet die Veröffentlichung während Chequers als ein Manöver, dazu bestimmt, den englischen Staatsmännern die Hände zu binden und der „freundschaftlichen Unterredung“ mit den deutschen Staatsmännern jenen Charakter einer Verhandlung zu geben, den die Londoner Regierung ihnen niemals habe geben wollen.

Erdbeben in England!

Alarm in London, Glasgow, Edinburgh.

London, 8. Juni. (Eigenbericht.)

In England, Schottland und Teilen von Wales wurde in der Nacht zum Sonntag gegen 1.30 Uhr ein starker Erdstoß verspürt. Das Beben soll das größte gewesen sein, von dem England bisher betroffen wurde. Die Erschütterung war so stark, daß Röhre von den Dächern stürzten. Die Feuerwehren und Sanitätsstationen der englischen Hauptstadt standen die ganze Nacht über in Alarmbereitschaft. Größerer Schaden ist nirgends angerichtet worden. Der Herd des Bebens lag, nach amtlichen Feststellungen, 140 Kilometer entfernt.

Zu dem Erdbeben wird ergänzend gemeldet, daß es sich von der Südküste bis nach Glasgow und Edinburgh erstreckte. Aus Norfolk wird gemeldet, daß zur Zeit des Erdbebens der Himmel eine eigenartige Färbung annahm und ein unterirdisches Getöse zu hören war. Überall an der Küste sammelten sich am Strand die Bewohner, die sich aus ihren Häusern geflüchtet hatten. Trotz der Heftigkeit des Stoßes wurde bisher aus keiner Gegend, außer geringen Gebäudeschäden, nennenswerter Schaden gemeldet. Verluste an Menschenleben sind bisher nicht bekannt geworden.

Leichtes Erdbeben in Nordfrankreich.

Paris, 8. Juni. (Eigenbericht.)

In mehreren Städten Nordfrankreichs, so u. a. in Dünkirchen, Lille und Cherbours, wurden am Sonntag früh gegen 1/2 Uhr mehrere leichte Erdstöße verspürt. Die Häuser wurden erschüttert; Schaden wurde nirgends angerichtet.

Fraktion und Notverordnung.

Gemeinsame Sitzung mit dem Vorstand des ADGB.

Der Vorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes werden sich am Donnerstag in einer gemeinsamen Sitzung insbesondere mit den sozialen Bestimmungen der neuen Notverordnung beschäftigen. Am Freitag tritt dann die sozialdemokratische Reichstagsfraktion zusammen. Vorher werden die Führer der Fraktion den Reichskanzler um eine Besprechung ersuchen, und zwar um zunächst näheres über den Verlauf und das Ergebnis von Chequers zu erfahren und um klarzustellen, ob der Reichskanzler bzw. die Reichsregierung die Notverordnung als unveränderlich betrachten.

Am Mittwoch wird sich der Vorkomitee des Reichstags mit den Anträgen der Nationalsozialisten und Kommunisten, die von Hugenberg und anderen rechtsradikalen Gruppen unterstützt werden, befassen. Da die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sich erst am Freitag über ihre Haltung zur Notverordnung schlüssig werden wird, dürfte die Einberufung des Reichstags am Mittwoch kaum beschloffen werden.

Staatsvertrag mit der Kirche.

Heute wieder Landtagsitzung.

Der Preussische Landtag tritt heute um 13 Uhr nach mehrwöchiger Pause wieder zusammen, um in einer kurzen Sitzungsabstimmung in erster Linie den Staatsvertrag mit den evangelischen Landeskirchen zu verabschieden.

Heimgelunden.

Die „Revolutionäre“ bei der KPD. gelandet.

In dem Zentralblatt der deutschen Stalin-Partei fand man neuerdings folgende Mitteilung:

KPD-Studentenopposition zur KPD.

Der Vorstand des „Arbeitskreises revolutionärer sozialdemokratischer Studenten“ sendet der „Roten Fahne“ eine Erklärung, unterschrieben von Boppel, Dr. Heidenreich, Kompfert, Blitt und Schnauser. In dieser Erklärung erklärt der Arbeitskreis revolutionärer sozialdemokratischer Studenten, dessen Mitglieder bisher ausnahmslos in der KPD organisiert waren, angesichts des Resultats des Leipziger Parteitag seinen Uebertritt zur kommunistischen Partei.

Das ist ja ein gewaltiger Zuwachs, den die Stalinisten da erzielt haben! Aber sie haben ihre Erfolge nur zur Hälfte mitgeteilt. Denn tatsächlich haben sich die jetzt Uebergetretenen schon seit längerer Zeit in der sozialistischen Studentenschaft ganz im Sinne der kommunistischen „Linie“ bewegt. Der sozialdemokratische Bezirksvorstand hat ihnen deshalb bereits am 12. Mai folgenden Brief geschrieben:

Berlin, den 12. Mai 1931.

Herrn Walter Blitt.

Berlin R.M. 87.
Kloppstr. 19.

Der engere Bezirksvorstand hat sich in seiner letzten Sitzung mit Ihrem Schreiben vom 23. April d. J. beschäftigt und beschlossen, daß die Zugehörigkeit zum „Arbeitskreis revolutionärer sozialdemokratischer Studenten“ mit der Parteizugehörigkeit unvereinbar ist. Er ersucht Euch, diesen Arbeitskreis aufzulösen, da die tatsächlichen Auseinandersetzungen nur im Rahmen der Parteiorganisation besprochen und behandelt werden können und nicht in einer Sonderorganisation der sozialistischen Studenten. Aus dem uns zugegangenen Rundbrief Nr. 1 „Der revolutionäre Sozialdemokrat“ erscheint uns auf Seite 7 die Tendenz dieser Organisation in der 6. und 7. Zeile durchaus eindeutig hervorzugehen. Sofern die Auflösung bzw. das Ausscheiden der beteiligten Parteimitglieder aus dieser Organisation nicht innerhalb 14 Tagen erfolgt ist, behalten wir uns weitere Schritte auf Grund des Organisationsstatuts vor.

Die „revolutionären Studenten“ hatten also nach berühmtem Muster sich als Sozialdemokraten ausgegeben, um ihre kommunistische Zellenarbeit betreiben zu können. Um dem sicheren Hinauswurf — der nur durch das Stattfinden des Parteitag verzögert wurde — zu entgehen, haben die Zellenbauer es vorgezogen, gerade noch rechtzeitig „freiwillig“ dorthin zu gehen, wohin sie schon lange gehörten.

Der „Siegesjubel“ bei der KPD. ist deshalb verständlich...

Hochbetrieb im Rathaus.

Haushaltsausschuß bei der Staatsberatung. — Daueritzung.

Der Haushaltsausschuß der Stadtverordnetenversammlung begann heute vormittag die Beratungen über den Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1931. Die schwierigen Beratungen werden in fast täglichen Sitzungen den ganzen Juni hindurch fortgesetzt werden.

Die Staatsberatung begann zunächst mit der Besprechung der Kapitel, die sich mit der Polizei beschäftigen. Dann ging man zur Beratung der Kapitel über das Vermessungswesen und die Tiefbauverwaltung über.

Die Beratungen dauern zur Zeit noch an und werden auch in einer für heute nachmittags anberaumten Sitzung fortgesetzt werden. Beschlüsse wurden natürlich noch nicht gefaßt.

Heute tagte im Stadtverordnetenitzungsaal die Schulvereinigung deutscher Städte unter dem Vorsitz von Stadtoberbürgermeister Dr. Schmitz-Düsseldorf. Oberbürgermeister Dr. Sahm begrüßte die Gäste im Namen der Stadt Berlin und des Deutschen sowie des Preussischen Städtetages, und wünschte ihnen für ihre Tagung, deren Hauptthema sich mit dem organischen und unorganischen Sparen auf dem Gebiete des Schulwesens befaßt, volles Gelingen.

Im Schnee erstickt.

Drei junge Menschen in den Alpen umgekommen.

Paris, 8. Juni.

Bei der Jean-Collet-Hütte (2200 Meter) im Belledonne-Massiv fürzte gestern ein junges Mädchen, das deutscher Herkunft sein soll und mit fünf Gefährten einen Ausflug unternommen hatte, ab und fand auf der Stelle den Tod. Ferner gerieten neben der La-Praspe (2300 Meter), gleichfalls im Belledonne-Massiv, ein junger Mann und ein junges Mädchen aus Grenoble in eine Schneewehe und erstickten. Sie konnten nur noch als Leichen geborgen werden.

Straßenkampf in Chemnitz.

Zwei Nationalsozialisten erschossen / Zahlreiche Verletzte

Chemnitz, 8. Juni. (Eigenbericht.)

In Chemnitz kam es am Sonntagmorgen zwischen vier und sechs Uhr anlässlich eines Gauslages der sächsischen Nationalsozialisten zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern Hitlers und Kommunisten. Zwei Nationalsozialisten wurden getötet und zehn zum Teil außerordentlich schwer verletzt. Sechs davon mußten sofort in ein Krankenhaus geschafft werden.

Der Gauslag war für Sonnabend und Sonntag angelegt. Am Sonnabend marschierten die Hitlerianer auf. Schon bei dieser Gelegenheit kam es wiederholt zu Geplänkeln zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten. Als dann am Sonntag morgen kurz nach fünf Uhr mehrere Nationalsozialisten die kommunistische Buchhandlung im Hause Brühl 16 passierten, wurden sie zunächst mit Pflastersteinen beworfen. Einer der Nationalsozialisten wurde nach einem kurzen Wortgeplänkel in das Haus gezogen und dort mißhandelt und festgehalten.

Die übrigen alarmierten sofort das Hauptquartier der KPD, das etwa 40 Mann zur Befreiung des von den Kommunisten festgehaltenen Hitlerianers entsandte. Die Nationalsozialisten wurden wiederum mit einem Steinhaufen empfangen, auch wurden Schüsse abgegeben. Als sie dann in das Haus eindringen, kam es im Erdgeschoss und auf der Treppe zu wildem Handgemenge. Es wurden Pistolen, Dolche und Seitengewehre benutzt. Auch von der Straße aus wurde geschossen. Der 19jährige Oberprimar Steinbach erhielt einen tödlichen Schuß. Steinbach ist der Sohn eines Chemnitzer Musikdirektors. Ein Ingenieur Gutsche aus Mittelweide wurde durch einen Bauchschuß schwer verletzt, an dessen Folgen er im Krankenhaus kurz nach seiner Einlieferung gestorben ist. Die übrigen Verletzten erhielten erhebliche Stich- und Schlagverletzungen. Unter ihnen befinden sich außer zehn Nationalsozialisten auch mehrere Kommunisten.

Die Polizei verhaftete kurz nach dem Zwischenfall 68 Kommunisten, von denen später etwa zehn wieder entlassen wurden. Außerdem beschlagnahmte sie in dem Gebäude der kommunistischen Buchhandlung Dolche, Seitengewehre und zahlreiche Hieb- und Stichwaffen. Mehrere Kommunisten, die an dem Vorfall beteiligt waren, sind entkommen. Drei versuchten über die Dächer zu flüchten, konnte jedoch gefaßt werden. Andere, die über Mauern und Zäune zu entkommen versuchten, wurden von der Polizei beschossen. Mehrere Personen sind dabei leicht verletzt worden.

Chemnitz, 8. Juni.

Zu der Schießerei am Sonntag morgen wird ergänzend gemeldet, daß sich in dem Hause am Brühl 16, wo der Zusammenstoß stattfand, eine kommunistische Buchhandlung befindet, aus der die Schüsse fielen. Ein Schupotkommando sperrte sofort das ganze Viertel ab. Die Kommunisten versuchten, über Mauern und Zäune zu fliehen. Da sie auf die Halterufe der Schutzleute nicht stehen blieben, schossen die Polizeibeamten, wobei sieben Kom-

munisten verletzt wurden. Bei der polizeilichen Durchsuchung der kommunistischen Buchhandlung fand man Schuß- und Hieb- waffen, die beschlagnahmt wurden. Mehr als 70 Personen sind festgenommen und der Polizei zugeführt worden.

Feuergefecht bei Nachen.

Mit kommunistischen Demonstranten.

Nachen a. Rh., 8. Juni.

Am Sonntagnachmittag kam es in Nisdorf zu schweren kommunistischen Ausschreitungen. Die KPD hatte einen Demonstrationszug geplant, der jedoch von der Polizei nicht genehmigt wurde. Trotzdem versammelten sich etwa 600 Personen auf dem Marktplatz und zogen zum Kriegerdenkmal, wo sich ihnen Polizei und Landjäger entgegenstellten.

Als die Beamten versuchten, den Zug aufzulösen, wurden sie zunächst mit Steinen beworfen und, als sie den Gummiknüppel zogen, auch beschossen. Nunmehr griffen auch die Beamten zur Schusswaffe, so daß ein regelrechtes Feuergefecht entstand. Von den Demonstranten sind etwa 30 bis 50 Schuß abgegeben worden. Inzwischen hatte man das Ueberfallkommando in Nachen alarmiert, das in kurzer Zeit zur Stelle war und die Menge zerstreuen konnte. Später nahm man bei einzelnen Demonstranten eine Durchsuchung nach Waffen vor, die jedoch ergebnislos blieb. Von den Landjägern ist einer durch einen Steinwurf gegen den Unterleib schwer verletzt worden. Mehrere andere Beamte wurden gleichfalls durch Steinwürfe leicht verletzt. Nach Ansicht der Polizei müssen einige Kommunisten durch Schüsse verletzt worden sein. Nähere Feststellungen lassen sich hier nicht machen, da die Verwundeten von den Demonstranten fortgetragen wurden.

Kommunistische Ueberfälle in Beuthen.

Beuthen, 8. Juni.

Wie das Polizeipräsidium Beuthen mitteilt, zogen am Sonntag mittag die Beuthener Nationalsozialisten, verstärkt durch Gelmwiger und Hindenburger Gruppen, gelegentlich der Einweihungsfeier ihres SA-Heimes zum Rolke-Platz. Unterwegs versuchten Kommunisten Mitglieder der NSDAP. aus dem Zuge zu ziehen und rissen sie dabei zu Boden. Als die folgenden Gruppen des Zuges zu Hilfe eilten und den Kommunisten nachließen, wurden bei der einfallenden Schlägerei fünf Nationalsozialisten leicht am Kopf verletzt. Bei dem Eintreffen der Schutzpolizei stoben die Kommunisten auseinander. Kurz nach dem Auftreten des nationalsozialistischen Verammelungsredners auf dem Rolke-Platz begannen erneut kommunistische Störungsversuche, so daß die Polizei den Platz räumen mußte. Hierbei griff eine größere geschlossene Gruppe der KPD. die Versammlungsteilnehmer mit Stöcken an. Dabei wurden zwei anscheinend unbeteiligte durch Messerstücke verletzt. Sie mußten im Krankenhaus Aufnahme finden. Außerdem wurde ein Nationalsozialist mit einem Eisenstück leicht am Kopf verletzt.

Tapferkeit eines Nazimajors.

Diäten nimmt er, Vorladungen nicht.

Der Major a. D., Herr Walter Buch, Mitglied des Reichstages, war, wahrscheinlich weil seine Partei ihn anderweit nicht verwenden konnte, lange Sitzredakteur des „Völkischen Beobachters“. Von dieser Zeit her schwebt gegen ihn bei dem Amtsgericht Berlin eine Beleidigungsklage. Das Amtsgericht Berlin ersuchte das Amtsgericht München, in dessen Bezirk Buch wohnt, um seine verantwortliche Verantwortung. Am Tage vor dem Termin zur Vernehmung reiste Buch nach Berlin und entzog sich ihr auf diese Weise. Das Amtsgericht München erteilte einen neuen Termin an, war aber nicht imstande, Herrn Buch die Ladung zuzustellen, da er in München nicht zu finden war. Nunmehr setzte das Amtsgericht Berlin Hauptverhandlungstermin an. Herr Major Buch ließ sich durch einen der Berliner nationalsozialistischen Anwälte verteidigen, der mit der Begründung, daß er ohne jede Information sei, um Verlegung des Termins bat. Nachdem der Herr versprochen hatte, binnen einer Woche anzugehen zu wollen, wann und wo Buch vernommen werden könne, wurde ihm die Vertagung bewilligt.

Seitdem sind sechs Wochen ins Land gegangen, ohne daß der Verteidiger sein Versprechen erfüllt hat. Herr Buch läßt sich in München zwar von dem Geldbesitzer finden, der ihm die Reichstagsdiäten bringt, nicht aber von dem Postboten, dessen Mappe ihm unbequeme Zustellungen enthält.

Die nationalsozialistischen Freunde Buchs werden seine Adresse kennen. Vielleicht benutzen sie ihre Wissenschaft, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß eine Kneiferei der von ihm beliebten Art eine Unwürdigkeit ohnegleichen ist.

Ende eines Martyriums.

Der Sohn erschlägt den Stiefvater.

Das Stiefsohnhaus Greteweg 18 in Tempelhof war gestern Schauplatz einer furchtbaren Familientragödie.

In dem Hause wohnte der etwa 50jährige Gärtner Ernst G e s c h, der bei der Gemeinde Brügge angestellt war. Gesch war starker Trinker, und es ist oft zwischen seiner Familie und ihm zu Streitigkeiten gekommen, die in Tötlichkeiten ausarteten. In den letzten Wochen war Gesch nur noch mit verkürzter Arbeitszeit beschäftigt. Er versuchte durch private Arbeiten bei Gartenbesitzern und Siedlungsnachbarn den wirtschaftlichen Verlust auszugleichen. Sorgen und drohende Arbeitslosigkeit steigerten die alkoholischen Reigungen des Mannes immer mehr. Auch seine Streitsucht wuchs und machte das Familienleben zu einem schier unerträglichen Martyrium. Hinzu kam, daß die zweite Ehe, die Gesch vor kurzem eingegangen, sich als ein Fehlschlag erwies. Als gestern Gesch wiederum betrunken nach Hause kam und mit seiner Frau in Streit geriet, sprang der 35jährige Stiefsohn, der Friseur Ernst G r o g, dazwischen. Mit einem schweren Hammer schlug er auf seinen Stiefvater ein, bis dieser blutüberströmt zusammenbrach. Dann schritt er ihm mit einem Rasiermesser die Kehle durch. Der Tod des Gärtners erfolgte auf der Stelle.

Grog wurde von der Polizei verhaftet und gab bei seiner Vernehmung an, daß er seine Mutter vor den Mißhandlungen ihres Mannes hätte schützen wollen. Er führt seine Tat auf die innere Erregung zurück, die in ihm seit langem über die Behandlung seiner Mutter durch den Stiefvater wurmte und wütete. Grog gibt an,

daß sein Stiefvater während des Streites an einen Schrank gegangen sei, in dem ein kleines Haarbüschel aufbewahrt wurde. Die Untersuchung der Polizei geht dahin, festzustellen, ob bei der Tat des Groß Notwehr bzw. Notstand oder Ueberfreisetzung und damit Mord aus Jähzorn vorliegt.

Der Reichstags-Einbrecher.

Und sein Einbruch bei der „Gesellschaft gegen Einbruch“.

Der auffahrender Einbruch in die Bibliothek des Reichstagsgebäudes in der Nacht vom 24. zum 25. Juli vorigen Jahres, bei dem u. a. die Urkunde der deutschen Reichsverfassung vom 28. März 1849 und andere wichtige Schriften und Bücher entwendet wurden, hat jetzt zur Erhebung der Anklage gegen den inzwischen ermittelten Täter, den Kirchenmaler Walter Wohlgemuth, geführt.

Wohlgemuth ist vielfach verurteilt und hat zuletzt eine Strafe von 3½ Jahren Zuchthaus und 8 Jahren Ehrverlust erhalten. Bei dem Einbruch in die Bibliothek hatte er die Schreibtischkästen erbrochen und Gold- und Silberfachen im Werte von 3000 M., die der Direktor der Bibliothek während seines Urlaubs dort aufbewahrt, mitgenommen. Als er diese Wertgegenstände bei einer Pfandleihe verzeihen wollte, erregte er Verdacht. Vor seiner Verhaftung flüchtete er aber und hielt sich lange Zeit verborgen, bis er ermittelt wurde. Die Urkunden fand man bei einer Hausdurchsuchung in seiner Wohnung. Er behauptete nun, daß er von der kommunistischen Fraktion des Reichstags beauftragt gewesen sei, zusammen mit einem gewissen Rosenkranz das Fraktionszimmer der Nationalsozialistischen Partei nach Papieren zu durchsuchen. Dabei sei er in das Bibliothekzimmer geraten und habe den Diebstahl verübt. Man fand außerdem in seinem Zimmer eine Reihe von Dietrichen, Werkzeugen und anderen Gegenständen, die aus Einbrüchen herflammen. Eigenartig ist dabei, daß Wohlgemuth einen Einbruch bei der „Gesellschaft gegen Einbruch“ in der Gleditschstraße sowie einen anderen Einbruch in die Sakristei der Kirche in der Tannenbergallee verübt hatte. Der Angeklagte spielte im Untersuchungsgefängnis, wie in früheren Gerichtsverhandlungen, den Geisteskranken, er ist aber bisher immer von den Ärzten für zurechnungsfähig erklärt worden.

Eisenbahnunglück in Oberschlesien.

Zwei Personenzüge zusammengestoßen.

Beuthen, 8. Juni.

In den späten Abendstunden des Sonntag fuhrn auf der Bahnstrecke Beuthen—Bynnet am Ausgang von Pilzendorf zwei Personenzüge zusammen. Dabei wurden, soweit bisher festgestellt werden konnte, 12 Personen schwer und 15 leicht verletzt. Besonders schwer sind die Verletzungen des Lokomotivpersonals und einiger Reisender aus den ersten Wagen. Ein Lokomotivführer konnte erst ¼ Stunden nach dem Zusammenstoß aus seiner gefährlichen Lage befreit werden. Die Maschinen, Tender und die ersten Wagen der beiden Züge wurden stark beschädigt. Bald nach dem Unfall trafen ein Hilfszug der Reichsbahn sowie zahlreiche Feuerwehren, Sanitätskolonnen und Polizeibeamte an der Unfallstelle ein. Die Schwerverletzten wurden durch Polizeikraftwagen in das Knappschafts-Sanatorium Rolkitz gebrocht. Die Leichtverletzten fanden zunächst Aufnahme im Hilfszug. Ueber die Ursache des Unglücks ist noch nichts bekannt.

Die Katastrophe von München.

Untersuchung der Ursache: Selbstentzündung wahrscheinlich.

München, 8. Juni (Eigenbericht).

Die Untersuchung über die Ursache der Brandkatastrophe im Münchener Glaspalast ist noch nicht abgeschlossen. Nach einer amtlichen Mitteilung der Polizei ergaben die bisherigen Feststellungen keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß vorsätzliche Brandstiftung am Werke gewesen ist. Dagegen deuten die Ergebnisse mit großer Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß Selbstentzündung durch chemische Vorgänge die Ursache des Brandes ist.

In einem der Räume, in denen die Gemälde der Romantiker hingen, waren am Freitagabend von 6 bis 9 Uhr ausstrahlungsgemäß Maler damit beschäftigt, die graue Tönung der Holzlamperie zu entfernen und durch eine andere Farbe zu ersetzen. Das Entfernen geschah in der üblichen Weise mit Lappen aus Wollstoff, die mit einer Mischung von Leinöl und Terpentin getränkt waren. Nach Arbeitsluß, der durch die eintretende Dunkelheit bedingt war, wurden diese Lappen in dem dazu bestimmten Aufbewahrungsraum für die Malergeräte gelassen, der an den Kopistenstuhl an der Barriere grenzte. Nach übereinstimmenden Aussagen der Beobachter soll der Brand tatsächlich auch in dieser Gegend ausgebrochen sein. Der mit den Arbeiten betraute Malermeister, der mit mehreren Gehilfen arbeitete, bestreitet allerdings auf das entschiedenste die Möglichkeit einer solchen Selbstentzündung. In seiner mehr als 20jährigen Praxis sei ihm kein einziger derartiger Fall vorgekommen oder bekannt geworden. Seine Leute seien über die Feuergefährlichkeit im Glaspalast eingehend unterrichtet gewesen und deshalb hätte auch keiner von ihnen Streichhölzer bei sich geführt. Das Rauchverbot sei strikte eingehalten worden.

Die Sachverständigenkommission wird im Laufe des Montag an der Brandstätte selbst ihre Untersuchungen fortsetzen. Auch werden die Versuche über die Möglichkeit einer Selbstentzündung mit den gleichen Materialien, die die Maler am Freitagabend verwendeten, neuerdings durchgeführt.

Die Verluste der Nationalgalerie.

Die Katastrophe des Münchener Glaspalastes hat eine ganze Reihe deutscher Kunstsammlungen unmittelbar geschädigt, alle diejenigen, die zu der großen Romantikerschau beigetragen haben. Den schwersten Verlust hat die Hamburger Kunsthalle zu verzeichnen, aus deren Reihe von Meisterwerken Philipp Otto Runge, eins der Hauptstücke verbrannt ist: das Selbstbildnis des Künstlers mit seiner Gattin und seinem Bruder, einst im Jahre 1906 auf der Deutschen Jahrhundertausstellung allbenedert.

Von München hatte man auch die Berliner Nationalgalerie um die Herleiherung einer Reihe von Hauptbildern ihrer Romantikersammlung erucht, den Werken von Caspar David Friedrich, von Julius Schnorr von Carolsfeld. Geheimrat Justi lehnte das ab und beschränkte die Herleiherung aus Berlin auf fünf Werke, die nun zu Grunde gegangen sind. Eins davon ist ein besonders schmerzlicher Verlust. Die Nationalgalerie hatte aus ihrem großen Bestande an Bildern des Altberliner Karl Blechen drei Bilder geschickt, darunter als Hauptwert den „Einschlagenden Blitz“ aus der letzten Zeit des Künstlers — das in der Farbe dramatische Bild gehört leider zu denjenigen Blechens, von denen er keine Wiederholung gemalt hat. Die anderen beiden Blechens sind kleine Studien, eine davon war in der Galerie nicht ausgestellt: das „Jellentor“ und der „Durchblick in einen zerfallenen Klosterhof“, wofür dieser interessanteste Berliner Romantiker die damals verwaht liegende Klostersruine von Chorin verwertet hat. Von Schinkel hatte die Nationalgalerie nur eine Replik seines Bildes eines Gotischen Domes nach München geschickt. Das fünfte Werk, das sie verloren hat, ist ein erst vor ein paar Jahren erworbener kleiner „David als Hirtenknabe“ von dem Wiener Romantiker Joseph von Führich.

Jedenfalls muß die Münchener Katastrophe den deutschen Galerieleitern und Sammlern eine Lehre sein, in der Herleiherung ihrer unerfesslichen Werke größere Vorsicht zu üben.

Für die Münchener Künstler!

Ein Aufruf der bayerischen Regierung.

Das Gesamtministerium und die Münchener Künstlerschaft erlassen einen Aufruf, um die durch den Brand des Glaspalastes eingetretene Not zu lindern.

Staatsregierung, Volksvertretung und Stadtrat München sind mit der Künstlerschaft darin einig, daß sofort Hilfe eingeleitet werden muß. Geholfen werden muß denen, die in den heutigen Zeiten drückender Not nun auch noch die Werke ihres künstlerischen Schaffens verloren haben. Geholfen werden muß der Kunststadt München, deren Kunstgalerie mit der Möglichkeit steht und fällt, ihr Kunstschaffen in einem Ausstellungsbau regelmäßig umfassend zu zeigen. Staatlicherseits ist für diesen Sommer sofort die Neue Pinakothek zur Durchführung einer Erstaussstellung angeboten worden. Vordringlichste Aufgabe ist es, den durch die Brandkatastrophe in ihrer Existenz gefährdeten Künstlern durch rasche materielle Hilfe das Fortarbeiten zu ermöglichen. Wir richten daher an alle, denen deutsche Kunst am Herzen liegt, den dringenden Aufruf, ihre Mithilfe an der Lösung dieser schweren Aufgabe nicht zu verjagen. Gütige Spenden werden erbeten auf das Konto „Glaspalast-Hilfswert“ bei der Bayerischen Staatsbank München.

Bernard Shaw: „Haus Herzenstod“.

Schiller-Theater.

Die Familie zerfällt sich selbst, obwohl es ihr an äußerer Behaglichkeit nicht fehlt, und obwohl die Bank von England jedem Mitglied staatliche Renten auszahlt. Die eine Tochter wurde durch Ehe eine Lady. Die andere hält sich einen Gateten, der nichts anderes lobt als Flirt und Ehebruchsoverdue. Der Vater, so um die achtzig, abgebanter Seebär, Anhänger des Rums, also noch tüchtig, wenn auch etwas verrückt. Die drei malträtierten sich schauderhaft, sie wollen sich nicht kennen, obwohl ein einziges Dach ihre Wutauslässe auffängt. Vater und Tochter sind Unheilsmagneten. Die Lady schleppt hinter sich einen weiblichen Anbeter, im Nebenberufe Diplomat. Die zweite bringt um den Verstand einen Narren, im Nebenberufe Industriekapitän. Der Alte bringt zur Vernunft ein junges Mädchen, erzogen für den Heiratszweifel, im Hauptberufe tugendhaft und gesund.

Das ist ein Komödienstoff für Shaw. Denn er nimmt ja keinen ernst, er macht ja jeden lächerlich. Aber diesmal wollte er etwas anderes. Er wollte jede Dame und jeden Herrn dieses Kreises ernst nehmen und sogar tragisch-ernst. Jeder sollte feilich verkommen, weil er in einer falschen und verlogenen Welt lebt, in einer Kompromißwelt, wo der Unstand noch außen die Regel sein soll, und wo deshalb die Unständigkeit nach innen die Regel wird. Man denke: In der englischen Komödie exemplifiziert das eine ganz augenscheinlich. Schon reißt er den Frack von den Schultern, schon

Stimmen über Leipzig

Der Parteitag im Spiegel der Presse

Mag Kainer in der „Bosfischen Zeitung“:

Die Sozialdemokratische Partei ist, trotzdem sie nahezu eingekreist ist und seit Jahren ununterbrochen berannt wird, nicht ernsthaft erschüttert. Gewiß, sie hat bei den Septemberwahlen an Stimmen verloren und seither hier und da weitere Einbußen erfahren. Aber diese Schwankungen halten sich innerhalb des Durchschnitts der Wahlen seit 1920. Die Parteiorganisation selbst ist gewachsen, die Reservearmeen der Jugendlichen in den Sport- und anderen Verbänden recht bedeutend. Die innere Spannkraft scheint nicht gelitten zu haben, Abspaltungstendenzen sind nicht zu erkennen. Man hat den Eindruck einer elastischen Widerstandsfähigkeit, eines echten Glaubens an die Zukunft. Es ist offenbar eine ganz irrige Vorstellung, daß die Partei alles tolerieren werde, weil sie müsse. Was man mit Schwächeanzeichen verwechselt, ist in Wirklichkeit eine in der deutschen Parteipolitik allerdings erstaunliche Wendigkeit bei den tatsächlichen Bewegungen, die nur als Resultat jahrzehntelanger politischer Drills zu begreifen ist. Die Sozialdemokratische Partei ist trotz ihrer bedrohten Stellung eine sehr reale und große Macht.

Rudolf Olden im „Berliner Tageblatt“:

Ob sie an der Regierung teilnimmt, ob sie die Regierung stützt, oder ob sie in der Opposition gegen die Regierung steht — immer ist die Einigkeit dieser Partei von höchster Wichtigkeit für alle, denen die Republik am Herzen liegt. Es ist, während die Taktik der Partei, des Parteivorstandes und der Reichstagsfraktion von vielen Seiten und aus mehreren Gesichtspunkten scharfer Kritik unterworfen wird, notwendig, festzustellen, daß dies Ergebnis des Parteitages jedenfalls von der größten Bedeutung ist. Der Faschismus hat in Italien gesiegt, als dort die Sozialisten in viele Gruppen zerpalten waren. Wenn unter den Republikanern, bürgerlichen oder sozialistischen, der Parteitag mit seiner Regie nicht gefallen hat, der möge sich den Jubel der Goebbels und Hitler vorstellen, wenn in Leipzig eine Sezession der sogenannten Linken erfolgt wäre.

„S. D. Badter“ in der „Kreuzzeitung“:

Werden die Gewerkschaftsführer die sozialpolitischen Ansprüche der Massen auf das durch die deutsche Lage gebotene Maß zurückschrauben können? Die Frage muß offen bleiben, doch sei soviel gesagt, daß die Gewerkschaften im Bewußtsein der Arbeiterchaft tief als ihre Selbsthilfeorganisation verankert sind, demgemäß auch nicht zu erwarten ist, daß hier bei weiterer sozialpolitischer Enttäuschung etwa eine Massenflucht einsehen wird. Eher wird un-

gefähr das Gegenteil der Fall sein. Darin entscheidet sich aber auch das weitere Schicksal der Sozialdemokratie: solange sie die Gewerkschaften hinter sich hat, ist ihr nicht beizukommen, ja, verbleibt ihre politische Führung in der Hand der Gewerkschaftsführer, so wird Deutschland bald eine um vieles gefährlichere Sozialdemokratie haben.

„Germania“:

Es war zu erwarten, daß sich die Parteiführung im Kampf um den politischen Kurs behaupten und durchsetzen werde; und es war auch kaum ernstlich zu bezweifeln, daß die Haltung der Fraktion, deren Entscheidungen im einzelnen hart umstritten waren, Verständnis und Billigung finden würde. Der vorsichtige Steppiter konnte eine Ueberraschung höchstens insoweit erfahren, als er in Leipzig sehen mußte, daß die Vorstöße der Opposition nur auf sehr schmaler Front erfolgten, und der Erfolg der Parteiführung von den ersten Debatten an überhaupt nicht zu erschüttern war. So hat die Sozialdemokratische Partei die erste große Probe auf eine, subjektiv gesehen, sehr erfolgreiche Politik mit gutem Erfolg bestanden. Die Parteiorganisation ist trotz der scharfen Kämpfe der letzten Monate und trotz eines psychologisch überaus schwierigen Frontwechsels intakt geblieben; sie hat sogar eine so ernste Belastungsprobe, wie die Rebellion der neun Radikalen und ihre scharfe Beurteilung durch den Parteitag, ohne größere Schwierigkeiten überstanden. Die Position der Parteiführung war gegenüber der Opposition so stark, daß sie es wagen konnte, den Machtgedanken der Autorität ohne jede Sentimentalität durchsetzen und gegen künftige Rebellionen die Sicherung weitgehender disziplinärer Maßnahmen aufzurichten. Die Partei ist gefestigter und disziplinierter von der Leipziger Tagung in den politischen Kampf zurückgekehrt.

„Rote Fahne“:

Die Sozialdemokratie sahle ihre Beschlüsse in Leipzig als Beauftragte, als Befehlsempfänger, als Knecht des herrschenden Systems. Sie mußte ihre sozialfaschistische Brümme-Politik fortsetzen, obwohl ihr ganzer Parteitag im Zeichen des politischen Bankrotts und einer dumpfen Angst vor den revolutionären Massen, im Zeichen einer matten Verteidigung an allen Fronten stand.

Das Gespenst des Kommunismus warf seinen Schatten über diese ganze Tagung. In allen Reden und Debatten widerspiegelte sich die steigende Bedrohung des Masseneinflusses der Sozialdemokratie durch den kommunistischen Vormarsch.



Karl Gareis

der von Hakenkreuzlern in München ermordete Sozialist, dessen Todestag sich am Dienstag zum zehnten Male jährt.

legt er die Hand an den Westknopf, an den Hosentknopf, da . . . Da explodiert eine Zepplinsbombe. Denn es ist ja Krieg, Herbst 1914. Die deutschen Luftschiffe beginnen schon, der Londoner City und ihrer lieblichen Umgebung erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen.

Wiel Shaw diese etwas peinlichen Ereignisse bereits vor dem August 1914 ahnte, begann er seine Komödie. Sie schien ihm ein besonderes Bedürfnis, diese „beste“ Gesellschaft mißfiel ihm. Er sah in ihre Häuser, wie Totenbäuser kamen sie ihm vor. Und gedieh darin einmal ein großgewachsenes Gemüt, dann mußte es einschrumpfen, wie etwa das junge Mädel, das keinen anderen Herzenstrotter findet als den vom Alkohol beschwungenen Karl. Shaw dachte aber nicht nur daran, die englische Gesellschaft bloßzustellen, sein Zorn richtete sich gegen die gesamte Bürgerschaft, die ihn höchlich anwiderete durch ihre Verlogenheit und Detabenz. So ist diese britische Familie nur Symbol für das übrige Europa.

Während die britischen Tommies sich im Herbst 1914 auf dem Festland gegen die deutschen Stahlhelmer eingruben, stand Shaw an seiner Komödie, die eigentlich eine vertrackte Tragödie ist. Sein Humor wurde immer verächtlicher und verärgelter, die Leute auf der Bühne tun sich alle grundlos weh. Shaw vergrößert die Gemeinheit der Welt, so wie es etwa Tolstoi und Tchekow, die genialen Bergrößerer der Menschenbarbare, taten. Shaw gab übrigens zu, von diesen großartigen Bestimmten zeitweise angegränkt worden zu sein. Nur vergaß er zuzugeben, daß er Tolstoi und Tchekow nannte und eigentlich das gemästete Monstrum dieser Dichtergattung, nämlich August Strindberg, meinte.

In der Vorrede zu dem gedruckten Stück legt Shaw alles als Tragödie aus. Leopold Dehner, auch schon früher Theodor Tagger am Renaissance-Theater, kümmert sich nicht darum und steuert und stößt alles in die Karikatur hinein. Keines von den herzlosen

Gehöyphen des Stückes behält sein natürliches Gesicht. Alle werden zu Frohen und Gespenstern, zu expressionistischen Angeheuern. Die Natur, die Shaw noch in der Unnatur sah, bleibt für Dehner ganz undurchsichtig. So spielen die Künstler, wie das schon so oft auf Dehners Anordnung geschah, eher etwas Ausgeklügeltes als etwas Kluges.

Von diesen spigen, allzu schnell eintönig werdenden Karikaturisten tönen und Grotteskgesten machen sich nur frei die routinierte Naturalistin Maria Fein und Genia Ritkasewna, die junge Künstlerin, die vor kurzem noch Ballett tanzte. Sie kann wohl eine flebliche Sentimentale des Schauspiels werden, wenn sie ihren slawischen Mund flehlig nach den deutschen Sprachgelesen formt. Die übrigen, Frau Rosly Wesseln, neulich noch Operettenstar, heute nicht ohne Erfolg zum Fach der Salondamen wechselnd, Eka Wogener, ferner die Herren Wäscher, Trub, Florath, Donath, Brnach und Leibelt, liefern sich widerstandlos, besprechend unselbständig, ihrem Regisseur aus. Max Hochdorf.

Die Not des deutschen Theaters.

Besserungsvorschläge.

Die Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände, die Berufsorganisation der Regisseure, Kapellmeister, Dramaturgen und Bühnenbildner, hielt Sonntag im Theaterwissenschaftlichen Universitätsinstitut seine Hauptversammlung ab, in der auch die Rollage der deutschen Theater zur Sprache kam. Man beschloß, alle Berufsorganisationen des Theaters aufzufordern, zur Rollage der deutschen Theater Stellung zu nehmen, um dann in gemeinsamer Beratung Wege zur Wiedergesundung der Theater zu suchen.

In einer nichtöffentlichen Sitzung wurde dann das Thema der Rollage der deutschen Theater allgemein zur Diskussion gestellt. Regisseur Karl Weiser behandelte das Thema in Hinsicht vorwiegend auf die privaten Theater. Ihr Niedergang sei nicht nur die Folge der schlechten wirtschaftlichen Lage und der Konkurrenz der Lichtspieltheater und des Rundfunks, sondern beruhe zum größten Teil auf inneren materiellen und künstlerischen Mängeln, die in den letzten Jahren im Theaterbetriebe eingerissen seien. Er verwies insbesondere auf das Starsystem und das Kabattunwelen bei den Eintrittspreisen. Eine Besserung sei möglich durch die Rückkehr zur Realität in künstlerischer und wirtschaftlicher Beziehung und durch das Zurücktreten, auch der Prominenten, zum Besten des Ganzen.

Intendant Kronacher beleuchtete dann die Zustände an den gemeinnützigen Theatern. Die gesamte Atmosphäre bedürfe auch hier der Reinigung. Das Theater müsse unparteiisch aber frei sein. Alle Theater müßten in der Abwehr unberechtigter Angriffe eine Schicksalsgemeinschaft bilden. Der Verwaltungsapparat sei zu beschränken. Das Theater müsse zum Volkstheater werden, in dem für billiges Geld wirkliche Qualität geboten werde. Der geschäftsführende Vorsitzende Dr. Sartori-Reumann unterstrich dann die Forderungen an die Presse noch ganz besonders. Er empfahl eine endgültige Stellungnahme zu neuen Stücken erst nach zweimaligem Besuch oder durch die Zusammenarbeit zweier Kritiker.

In der Aussprache kamen noch mancherlei Auffassungen zur Geltung. Einig war man über die Beseitigung der Gründe, die gegenwärtige Rollage herbeigeführt haben. Die Vereinigung hat beschlossen, eine Denkschrift über die ganze Frage vorzubereiten. In der Hauptversammlung wurde auch noch eine Sympathieumgebung für Toscanini beschlossen sowie an den Preussischen Landtag ein Appell gerichtet, die einzige staatliche Schauspielerschule in Deutschland nicht eingehen zu lassen.

Bücherausstellung. Die Bibliothek Radlova 1. und der Kofferin Marie Luise, die kürzlich auslauchte, wird in einer Auswahl prächtiger Bände vom 11. Juni ab in den Ausstellungsräumen der Stadtbibliothek zu sehen sein.

Bewußtlos in 7000 Meter Höhe

Ein Flugerlebnis von Walther Binder

Die in diesen Tagen gehäuftten Berichte über Piccards Stratosphärenflug rufen in mir die Erinnerung wach an ein abenteuerliches, aber großartig schönes Flugerlebnis.

Es war im schlimmsten der Kriegsjahre — 1918. Immer ungünstiger lauteten die Meldungen, die von den Fronten ins Land kamen, immer unwiderstehlicher machte sich die ungeheure Materialüberlegenheit unserer Gegner bemerkbar. Besonders unsere Fliegerwaffe wurde nach und nach trotz heroischer Einzelleistungen mehr und mehr in die Defensive gedrängt. Da wir in bezug auf Materialmenge unweigerlich unterlegen waren, so blieb die aufs höchste gesteigerte technische Leistungsfähigkeit unseres Fluggeräts eines der wichtigsten Probleme unserer Versuchswerkstätten.

Eines Tages — es war im Hochsommer — wurde mir die Aufgabe zugeteilt, einen neuen verbesserten Zweiflügler mit hoher Motorenleistung auf seine „Gipfelhöhe“ fliegerisch zu prüfen.

Unter genauer Gewichtskontrolle wurden wir — d. h. mein sehr zuverlässiger Monteur und ich — mit vollen Tanks und ziemlich reichlichem Ballast versehen, wie es der normalen Belastung mit Beobachtungs- und Kriegsgerät entsprach. Die Sauerstoffflasche mit zwei Schläuchen und Mundstücken versehen wurde zwischen meinem Begleiter und mir verstaubt, um jenseits von etwa 5000 Meter Höhe in Funktion zu treten. Ich wollte versuchen,

die verlangte Gipfelhöhe von 6500 Meter nach Möglichkeit zu überfliegen.

Da wir selbstverständlich durch keine Kabine gegen Luftstrom und Kälte gesichert waren, bestiegen wir, pelzverbrämt wie die Eskimos, das Flugzeug. Noch einmal wurden Motor sowie alle Instrumente kurz überprüft, dann stieg unser Vogel dem buntwolkigen Firmament entgegen, in einigen Minuten sind wir bereits über tausend Meter hinaus und die beiden Höhenmesser vor mir — zwei weitere Höhenmesser sind zwischen den Seitenstreben angebracht — klettern unentwegt rasch weiter.

3000 Meter Höhe!

Die Luft wird zum ersten Male unruhig, Wirbelbildungen setzen ein, offenbar hervorgerufen von zwei verschiedenen, sich aneinander reibenden Luftströmen. Während wir in etwa 1500 Meter Höhe bereits einer Kolonie harmloser, vor oben prachtvoll beleuchteter Haufenwolken begegnet sind, setzen hier oben weitere unregelmäßige Wolkenbildungen ein mit unangenehmen Böen, die mir zu schaffen machen.

Doch unser Motor, der jetzt mit voller Höhenleistung arbeitet, hat bald auch diese Zone hinter uns gebracht. In 4000 Meter Höhe bemerke ich veränderte Windrichtung. Wir drehen wieder gegen Westen der tiefstehenden Abendsonne entgegen.

Wie weit unten liegen die Berliner Häuser: Dunst und Ferne haben längst alle Einzelheiten verschluckt. Zudem verdecken die unten immer mehr zunehmenden Wolken große Stücke der Landschaft.

5000 Meter . . .

Es wird jetzt empfindlich kalt. Mein Monteur hat bereits den Sauerstoff in Gebrauch und hält mir lachend den „Rudel“ vor den Mund. Wie den Rauch aus einer türkischen Wasserpfeife saugen wir das lebenspendende Element aus der Flasche.

6000 Meter . . .

Immer langsamer klettert jetzt unser treuer Vogel. Man merkt auch dem Motor den Sauerstoffhunger an. Nimmt doch seine Leistung mit der Höhe derart ab, daß sie bei 5000 Meter nur mehr die Hälfte der Bodenleistung beträgt. Bei uns sind also bereits über 100 Pferde auf der Strecke geblieben!

6200 . . . 6300 . . . 6400 . . .

Nach unten wird die Orientierung schwierig. Berlin hat sich hinter einer geschlossenen Wolkendecke versteckt, weit, weit drüben leuchtet noch ein Stückchen der markanten Havellinie herauf.

Hurrah: Der Zeiger rückt auf 6500 Meter . . . wir haben das gefleckte Mindestziel erreicht und noch steigen wir weiter: Die letzte Bodensicht ist verschwunden. Auf gut Glück habe ich mir unter Berücksichtigung des Windes ein paar markante Wolkendecke gemerkt, unter denen ich etwa unseren Flughafen vermute.

Die Sonne beleuchtet im Niedersinken die unter uns sich ballende Wolkendecke mit märchenhafter Farbenfülle. Unten jenseits der Wolkendecke muß langsam schon Dämmerung einsetzen.

Die Kälte ist groß, meine rechte Hand droht zu erstarren, aber seltsame Trägheit und Schwere aller Glieder hindert mich, sie durch Klopfen oder schnelle Bewegung der Finger wieder zu beleben.

Immer näher rücken wir der 7000-Metergrenze. Man merkt nun deutlich am Abflachen und an der veränderten Steuerwirkung, daß Motor und Flugzeug am Ende ihrer Möglichkeiten angelangt sind.

6800 . . . 6900 . . . 6950 Meter . . .

Eine tödliche Beklemmung wird ganz plötzlich über mich Herr . . . Die Sonne wird dunkel, Nebelschleier jenseits über mich . . . Alle Glieder sind an die Steuer gefesselt, der Kopf will nach vorn sinken.

Es wird mit einem Schlage Nacht. Wie ein Blitz zuckt aus Selbsthaltungstrieb ein letzter Gedanke: . . . Sauerstofflieferung . . . Gas weg . . . runter . . .

Dann versinkt alles in Nichts . . .

Schrilles Pfeifen und ein Brausen wie von gewaltigen Wasserfällen sind das erste, was aus Nacht und Vergessen wieder an mein Ohr schlägt.

Ich öffne die Augen . . . Hände und Füße finde ich unverändert am Steuer, der Motor ist ausgeschaltet, das Flugzeug selbst dreht sich in bedenklich steilem Kurvenflug. Schräg sitzen die Drähte, Flügel und Rumpf meines Vogels zittern zum Bersten.

Mein Monteur ist so gut es gehen will aus seinem hinteren Sitz halb nach vorn getrocken und hält mit der rechten Hand das Höhenmesser, das durch meinen leblosen Körper nach unten gedrückt worden war . . . Der Höhenmesser zeigt 5100 Meter! — Eigenartig . . . dies alles überblicke ich im Bruchteil einer Sekunde, im Nu bin ich im Besitz meiner vollen Kräfte und tue völlig ruhig, was die Situation erfordert.

Das Flugzeug gehorcht sehr bald den Steuerbewegungen und geht in flachen, ruhigen Gleitflug über. Dabei bleibt leider der stark abgekühlte Motor und mit ihm der Propeller stehen und trotz allen Wiederbelebungsversuchen.

Wie herrlich ruhig ist es nun um uns geworden: Dieser Segelflug aus höchsten Höhen jenseits der Wolken wäre seligster Genuss, wenn die Ruhe für uns nicht zugleich etwas unheimlich wäre.

Der Monteur kann nun ohne Schwierigkeit mit mir sprechen. Er teilt mir mit, daß

meine Sauerstoffzuführung an der Flasche abgerissen

ist, so daß ich vermutlich schon längere Zeit statt Sauerstoff eisige dünne Höhenluft durch mein Mundstück eingeatmet hatte, bis schließlich der Dämmnachtsanfall eingetreten ist. Mein Begleiter hatte trotz der höchst gefährlichen Lage mit größter Ruhe und Besonnenheit gehandelt.

Jetzt galt es, mit stehendem Propeller bei völlig verdeckter Bodensicht möglichst auf unseren Flugplatz zu gelangen. An Hand der früheren Wolkenbeobachtungen nahm ich mir auf gut Glück ein

tiefes Bolkental als Ziel, in der Hoffnung, hier die dümmste Stelle zum Durchbruch nach unten zu finden.

Bei 1800 Meter Höhe tauchten wir in die „Waldküche“ unter. Wie weit reicht sie nach unten? Das war die Schicksalsfrage, von der die Möglichkeit einer glatten Landung abhing. Von Sekunde zu Sekunde wurde es dunkler um uns, die weißen Wolken hatten uns oben noch den Tag vorgeleuchtet, der unten längst Abschied genommen hatte.

1500 . . . 1400 . . . 1300 . . . 1200 . . .

Jede hundert Meter sind eine Ewigkeit. Ich verliere das Gefühl für die Flugzeuglage und merke am Biberieren deutlich, daß wir nicht mehr in Normallage sind. Da brauchbare Instrumente für Bolkens- und Rebellflug damals nicht existierten, entschied das richtige Gefühl des Führers über alles.

Es ist höchste Zeit, daß wir aus diesem Hexenkessel herauskommen . . . Da endlich Lichter, noch einmal werden sie von einem Rebellsegen verschlungen, dann rutschen wir halb seitlich aus dem Rebellmeer . . . Häuser, Häuser in tieferer Dämmerung, erleuchtete Straßen, so weit das Auge reicht — ohne Zweifel sind wir mitten über Berlin. Ich habe also mit meiner Wolkenspekulation sozusagen mitten ins „Zentrum“ getroffen.

In wenigen Augenblicken habe ich festgestellt, daß wir uns etwa über dem Rathaus befinden. Eine Wendung nach Osten und wir gleiten so flach als möglich in Richtung Johannisstr. Wenn alles gut geht, müssen wir es gerade bis zum rettenden Hafen schaffen.

Knapp, sehr knapp geht es über die letzten Häuser, nun noch das Hallendach — — fast streifen es die Räder . . . wenige Sekunden später stehen wir 50 Meter von den Flughallen entfernt. 7000 Meter zeigte der Höhenmesser . . .

Gastfreundschaft in Frankreich

Die Eindrücke eines Handwerksburschen

Ich habe mich längere Zeit als Handwerksbursche in Frankreich aufgehalten und hatte dabei Gelegenheit, die Stimmung des Volkes und die Charaktereigenschaften der Bevölkerung kennenzulernen. Immer wieder konnte ich da die Feststellung machen, daß eine tiefe Sehnsucht nach Frieden im französischen Volk herrscht, hat man doch die schweren Wunden, die der Weltkrieg schlug, noch nicht vergessen. Nirgends habe ich etwas von Deutschenhaß gespürt, nie ein unföhliches Wort vernommen, wenn ich mich als Deutscher vorstellte. Im Gegenteil, die Leute waren erregt, einen wachgehten „allemand“ vor sich zu haben und gaben sich alle Mühe, mir durch Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Biel eher kann man mit den eigenen „Landsleuten“ im Ausland sein blaues Wunder erleben, wovon ich mehrere drastische Fälle erzählen könnte. Im folgenden will ich einen Vorfall schildern, der es verdient, der Öffentlichkeit unterbreitet zu werden.

Ich kam von Spanien, war finanziell total abgebrannt und erwartete auf dem Postamt des französischen Seebades Biarritz etwas Geld von zu Hause. Als ich dort nachfragte, war jedoch noch nichts eingegangen. Ich hinterließ dem Beamten, er solle es mir nach Bordeaux, meinem nächsten Ziel, nachschicken. Doch als ich nach Bordeaux kam, war immer noch kein Geld da. Weil ich mich infolge meiner mangelhaften Sprachkenntnisse nur schwer mit den Beamten verständigen konnte, suchte ich das deutsche Konsulat auf, um mir da Rat und Hilfe zu holen. Ehe ich zum Konsul vorgelassen wurde, mußte ich einen umfangreichen Fragebogen ausfüllen, da die Angaben, die mein Paß enthielt, anscheinend nicht genügt.

Ich schilderte dem Konsul meine Lage, erzählte ihm, daß ich nahezu mittellos sei, daß jedoch auf den Postämtern Biarritz oder Bordeaux Geld für mich liegen müsse, das wahrscheinlich nur durch einen Irrtum nicht an mich ausgezahlt würde. (Es stellte sich später auch wirklich nur als ein Irrtum heraus.) Ich bat ihn, über den Verbleib meines Geldes Erkundigungen einzuziehen.

Der Konsul, an sich ein freundlicher Mann, lehnte meine Bitte rundweg ab. Ebenso mein Ansuchen, mir eine geringe Summe zu leihen. So klug wie vorher und ohne einen Sou verließ ich das Konsulatsgebäude.

Eine kleine Unterstützung, die ich im Büro des französischen Metallarbeiter-Verbandes erhielt, half mir über die nächsten Tage hinweg.

Einige Tage später befand ich mich wieder auf der großen Staatsstraße, die nach Tours und von da weiter nach Paris führt. Ich hatte gegen 6 Uhr abends ein kleines Städtchen passiert, in dem ich aber nicht übernachten wollte, da es mir noch zu zeitig dazu war. Ich lüppelte weiter und kam nach einer Stunde an einem Wegweiser, an dem ich zu meiner Bestürzung las, daß es bis zum nächsten Ort noch 18 Kilometer seien.

Etwas verdutzt setzte ich mich in den Straßengraben und hielt erst einmal Kriegerat ab, was zu tun sei. Umkehren, zu der vor einer Stunde verlassenem Stadt? Dazu hatte ich absolut keine Lust. In dem neben der Straße sich hinziehenden Wald übernachten? Das dürfte, da es schon im September war, verdammt kalt werden. Weitermarschieren bis zum nächsten Ort? Bis Mitternacht hatte ich da fast noch zu marschieren. Also was machen?

Einer Antwort wurde ich entboden. Denn plötzlich nahte sich ein Auto, ein Lieferwagen, dessen Führer ich schnell zumwinkte. Bereitwillig räumte er mir den Sitz neben sich ein. Der 18 Kilometer entfernte Ort war bald erreicht, doch konnte ich noch weiter

mitfahren, da der Chauffeur noch nach Angoulême wollte, einer Stadt, die ebenfalls an meiner Route lag. Er war, wie ich später Angaben entnahm, der Eigentümer des Wagens und unterhielt gemeinsam mit seinem Bruder in Angoulême eine Fruchte-Großhandlung.

Nachdem wir 50 Kilometer zurückgelegt hatten, war Angoulême erreicht. In einer Seitenstraße wurde vor dem Hause, in dem sich das Geschäft befand, haltgemacht. Wir verließen das Auto, und mein Begleiter suchte mit mir zunächst ein Speiserestaurant auf, wo ich mir auf seine Rechnung ein kräftiges und reichliches Abendbrot zu Gemüte führen konnte. Darauf gingen wir zu seinem Geschäft zurück, wo er mich seinem Bruder, dem Mitinhaber der Handlung und seiner jungen Frau, einer bildschönen Französin, vorstellte.

Man fragte mich dies und jenes, wollte gern näheres über mich wissen, doch es haperte mächtig mit meiner Sprachkenntnis. Da ging der Bruder hinaus und kam nach einigen Minuten mit einem Herrn zurück, der mich bei seinem Eintritt mit den, in deutscher Sprache gesprochenen Worten anredete: „Na, was ist denn mit Ihnen los?“ Ueberrascht vermutete ich, einen Landsmann vor mir zu haben, jedoch es war auch ein Franzose, der nur vor dem Kriege in Deutschland studiert hatte und die deutsche Sprache fast perfekt beherrschte.

Ihm erzählte ich nun, woher ich kam und wohin ich wollte, daß ich kein Geld mehr habe, weil mir auf der Post das Malheur passiert wäre usw. Aufmerksam hörte er zu und verdolmetschte alles den beiden Brüdern. Die guten Leute waren platt! Zu Fuß von Spanien nach Deutschland? Ist denn so etwas möglich? Sogleich machten sie mir das Angebot, mir eine Fahrkarte bis zur deutschen Grenze zu kaufen. Ich lehnte mit dem Bemerkten ab, ich wolle mir erst Paris und das ehemalige Kriegsgebiet ansehen.

Meine Antwort wurde übersetzt, worauf man mir wenigstens eine Fahrkarte bis Paris verschaffen wollte. Auch das lehnte ich ab, da mir ja eben das Laufen Spaß mache und man auf diese Weise Land und Leute kennenlernen.

Die Franzosen, von Natur aus keine Wanderer, verstanden das nicht. Doch wollten sie mir durchaus helfen und boten mir deshalb Geld an, damit ich mir wenigstens meine Reise angenehmer gestalten könne. Darauf bat ich, mir 300 Franken zu leihen. Ich würde sie nach meiner Heimkehr sofort zurücksenden. Aber selbstverständlich! Auch mehr könnte ich haben! Man zählte die Summe sofort auf und überreichte sie mir. Ob ich Jinsen dafür zahlen sollte? Ach bewahre! Und das Rückfand habe Zeit, bis ich das Geld einmal übrig hätte und mühelos entbehren könne.

Doch das war noch nicht alles. Nachdem ich mich mit dem Dolmetscher noch ein Weilschen über die verschiedensten Fragen unterhalten und er sich dann verabschiedet hatte, mußte ich mich mit in die Wohnung meines Gönners, die sich über den Geschäftsräumen befand, begeben. Hier wurde mir von seiner lebenswürdigen Gattin zunächst allerhand in meinen Kufsaß gepackt, was ich auf der Weiterreise gebrauchen konnte: Ein großes rundes Brot, eine Flasche Wein, verschiedene Sorten Früchte, ein paar Strümpfe, — (die ich dringend gebrauchen konnte) — und sonstige Kleinigkeiten. Außerdem bekam ich noch 10 Frank extra zugesteckt.

Dann erhielt ich, da es unterdessen schon spät geworden war, ein Bett angewiesen, in dessen saubere Rissen zu legen ich mich fast scheute, denn durch das lange Herumstrolchern war ich nicht gerade in der besten Verfassung. Und am nächsten Morgen zog ich nach einem vorzüglichen Frühstück mit schmerztem Rucksack weiter . . .

Auch später noch habe ich sehr nette und hilfsbereite Leute in Frankreich kennengelernt.

Rudolf Schneider.

Berlin sendet:

Erholungsfahrten / Lautsprecherlärm

Die warmen Tage haben in der Funkstunde eine Fülle von praktischen Ratsschlüssen für Reise, Wanderung und Wochenende gebracht, ganz gewiss zur Freude vieler Hörer, da heute für viele schon wieder jede Erholungsfahrt zum kaum erschwinglichen Luxus geworden ist. Die Funkstunde versucht, zwei Wünsche besonders gerecht zu werden. An erster Stelle steht die Anweisung zu billiger und nützlicher Erholung; daneben die Rücksichtnahme auf vom Fremdenverkehr vernachlässigte Gegenden. Beides hat im richtigen Verhältnis seine Berechtigung. Ein Erholungsort, der teuer oder — etwa durch seine politischen Betätigungen — fremdenfeindlich ist, muß von der Empfehlung selbstverständlich ausgeschlossen bleiben.

Die Klagen mancher Hörer, daß in den Vorträgen der Funkstunde zu häufig Reise- und Ausflugsziele genannt werden, die „man“ sich doch nicht leisten kann, scheinen mir nicht berechtigt, wenigstens nicht in der grundsätzlichen Ablehnung entfernter Gegenden. Einen wesentlichen Mangel berühren sie allerdings trotzdem, nämlich die noch zu geringe Rücksichtnahme auf die wirtschaftlich schwächsten Reiselustigen. Die Funkstunde kündigt zwar sehr viele Vorträge über wohlfeile Reisen und Erholungsfahrten an. Aber „wohlfeil“ ist für einen Menschen mit einem Monatslohn von 500 M. ein anderer Begriff als für einen, der nur 150 verdient, ein anderer für einen Familienvater als für den Einspänner. Eine Reise von vierzehntägiger Dauer ist einschließlich Reisegehalt mit 100 Mark pro Person gewiß nicht teuer bezahlt; wor als Familienvater mit zwei bis drei Kindern das Problem, wie er seine zwei Wochen Urlaub mit seinen Angehörigen zusammen irgendwo verleben könnte, zu lösen versucht, wird trotzdem alle schönen Vorschläge zu diesen 100-Mark-Reisen als viel zu kostspielig ablehnen müssen.

Lassen sich aber überhaupt noch billigere Reisen zusammenstellen? Für Familien, die infolge ihrer beschränkten Mittel auf eigene Haushaltsführung angewiesen sind, gewiß. Es gibt nämlich eine ganze Anzahl Gegenden, in denen sich bei Anpassung an die dort marktüblichen Lebensmittel sogar wohlfeiler leben läßt als in Berlin, und nicht schlechter, aber — das ist ein wichtiger Punkt — anders. In Fischerdörfern z. B. wird man, wenn man billig wirtschaften will, statt fleischiger Fische essen müssen. Es wären also genaue Mitteilungen über die in Frage kommenden Lebensmittel und ihre Preise erforderlich. Man könnte die Großstadtfamilien auf hübsch gelegene Obst- und Gemüsegegenden hinweisen, vorausgesetzt, daß die „Fremden“ die Waren zum Ortspreis erhalten.

Wichtig, aber bei weitem nicht so ausschlaggebend, ist die Frage nach der Beschaffenheit und den Kosten für die Wohnung, die von mehreren Vortragenden auch im Hinblick auf bescheidenste Verhältnisse bereits ausführlich behandelt wurde. Der proletarische Großstädter ist leider heute mit Wohnungskomfort wenig verwöhnt. Immer wieder sollte es aber betont werden, wenn auf dem Herd gekocht werden muß, da viele jüngere berufstätige Frauen mit den Herd-Ungeheuern, die man in kleineren Orten oft findet, nicht fertig werden.

Die großen Ferien stehen vor der Tür. Für wenig bemittelte kinderreiche Familien ist es bereits höchste Zeit, wenn sie nach dem Entschluß zu einer Reise fassen und die nötigen Vorbereitungen treffen sollen, da Kleidung, Wäsche, Bettwäsche auf Vorrat ins Land gesetzt werden müssen. Die Funkstunde sollte dafür sorgen, daß einem Teil ihrer Hörer, der nicht auf eine Sommerreise zu hoffen mag, doch noch die Möglichkeit dazu gezeigt wird.

Mindestens ebenso wichtig wie Ratsschlüsse für billige Reisen sind solche für billigste Ausflüge und Wochenendfahrten. Ausflugsmöglichkeiten, die sich dem erschließen, der nur 20 bis höchstens 30 Pf. Fahrgehalt pro Kopf für die einfache Strecke anlegen kann, sollten regelmäßig in jeder Woche unter einer bestimmten Kennmarke erwähnt werden. Nicht im Stil des Ausflugsführers der Strohenbahn, der es jedem überläßt, seine Erfahrungen über die Lieblichkeit oder Unlieblichkeit einer Gegend selber zu sammeln, sondern unter genauer Angabe des Gebotenen, vor allem auch der Wandermöglichkeiten und der Rückfahrwege, auf denen die Preisgrenze nicht überschritten wird. Gerade jene, die bei solchen Ausflügen mit Fremden rechnen müssen, brauchen eine besonders eingehende Beratung dafür. Empfinden sie einmal die Kosten für eine Sonntagsfahrt als eine Ausgabe, die sich nicht lohnen hat, so werden sie sich selten zu einem zweiten Versuch verleiten lassen: 1 Mark 50 bis 2 Mark sind eben in einer Proletarierfamilie sehr viel Geld.

Das „Wochenende“ ist für Menschen mit so schmalen Geldbeutel im allgemeinen heute höchstens ein schöner Traum. Aber vielleicht lassen sich doch in einer ganzen Reihe von Dörfern billige Übernachtungsgelegenheiten für wenig anspruchsvolle Menschen ausfindig machen. Wer öfter in der Mark wandert, weiß jedenfalls, daß noch keineswegs überall der Wochenendnepp blüht. Es wäre bestimmt eine sehr dankenswerte Aufgabe, systematische Erkundigungen darüber anzustellen, an welchen Orten die Bereitschaft besteht, gegen geringe Entschädigung Übernachtung und Kochfeuer zu bieten. Gewiß ist es sehr schön, wenn die Funkstunde ihren Hörern Ratsschlüsse für ein möglichst ideal zu verbringendes Wochenende erteilen läßt; solange aber die Mehrzahl der Menschen überhaupt von jeder wöchentlichen Erholungsfahrt ausgeschlossen ist, muß die Frage, wie man wenigstens einigen davon den Weg ins Freie erst einmal bahnt, den Erwägungen, wie diese Freizeit am gunstvollsten auszunutzen ist, unbedingt vorgezogen werden.

In den Abendprogrammen von Berlin und Königs-Wusterhausen taucht zur Sommerzeit immer wieder ein freundlich-nachdrücklicher Appell an die Hörer auf, die Radbahn mit ihren Lautsprecherumgebungen zu verlassen. Man hat dafür eine feste Formel gefunden, die etwas umständlich ist und sowohl an den guten Willen appelliert und auf den Wohlklang des nicht brüllenden Lautsprechers hinweist, als auch im Zusammenhang mit Strafen droht. Sie ist bestimmt sehr gut gemeint; aber wenn ihr Erscheinen einmal zu beliebigen Tagesstunden an warmen Sommer Tagen eine Wanderung durch die Höhe dichtbevölkert Wohngegenden antreiben würde, dürfte er endgültig von ihrem geringen Nutzen überzeugt sein. Übrigens ist es nicht weniger zermürbend, wenn bei geschlossenen Fenstern durch die dünnen Wände von rechts und links und oben und unten verschwommenes Lautsprechergeräusch dringt.

Eine Leserin des „Vorwärts“, die in einer Hofwohnung den ganzen Tag bei Heimarbeit sitzt, macht den sehr vernünftigen Vorschlag, häufiger vor den einzelnen Darbietungen zur Rücksichtnahme zu ermahnen; am notwendigsten werden solche Hinweise natürlich vor an sich besonders kläglichem Darbietungen sein, vor allem vor den von der Funkstunde so liebevoll gepflegten großen Blasorchesterkonzerten. Statt der langen Formel wären kurze Sätze mit wechselndem Inhalt zu empfehlen. „Also, lieber „Vorwärts“, hilf uns armen Frauen, die wir Hofwohnung haben“, schreibt die Genossin, in deren Brief der nachdenkliche Satz steht — nachdem sie sich vorher als Musikfreundin bekannt hat: „Mit der Zeit wird das Volk musikalisch.“

Rechtsfragen des Tages

Spiel und Wette

Eine interessante Darlehensfrage wurde kürzlich vor dem Amtsgericht verhandelt. Der Kläger, ein eifriger Sportsfreund, der mit Leidenschaft Wetten am Totalisator abschloß, hatte seinen Freund veranlaßt, mit ihm nach Karlsruhe zum Pferderennen zu fahren. Er setzte dort sogleich eine Summe auf ein Pferd und wollte den Freund veranlassen, dasselbe zu tun. Dieser verhielt sich indes ablehnend, bemerkte, daß er kein Glück habe und außerdem nicht mit genügend Geld versehen sei; das Anerbieten des Klägers, ihm hierzu ein Darlehen zu geben, lehnte er ebenfalls ab.

Nun lud ihm der Kläger zu einem Gläschen Grog ein; es blieb aber nicht bei dem einen, und nach dem dritten oder vierten Gläschen wurde die Stimmung schon gehobener. Der Kläger spendierte aber noch ein fünftes und sechstes Glas, nach dessen Genuß die Stimmung eine solche Höhe erreicht hatte, daß der Freund dem Drängen des Klägers nachgebend, sich bereit erklärte, ein Darlehen von 100 Mark anzunehmen, mit dem der Kläger sodann am Totalisator setzte — und verlor.

Nun standen sich die beiden als Gegner vor dem Gericht gegenüber, Kläger verlangte die 100 Mark Darlehen zurück.

Der § 762 des Bürgerlichen Gesetzbuchs bestimmt nun, daß durch Spiel oder durch Wette eine Verbindlichkeit nicht begründet wird, aber es findet sich keine Bestimmung im Gesetz

über das zum Zwecke des Spiels oder der Wette hingegebene Darlehen.

Wohl haben verschiedene Obere Gerichte schon entschieden, daß die zu derartigen Zwecken gegebenen Darlehen nicht einlagbar sind; der Richter stellte sich aber mangels einer gesetzlichen Bestimmung auf den Standpunkt, daß auf Grund des Tatbestandes zu prüfen sei, ob das Rechtsgeschäft gegen die guten Sitten verstoße, das nach den Bestimmungen des § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nichtig ist. Er kam zu dem Ergebnis, daß hier ein Verstoß gegen die guten Sitten vorliege. Durch die vom Kläger spendierten steifen Grog war der Beklagte, der sich in nüchternem Zustande entschieden geweigert hatte, am Totalisator zu wetten, erst in die Stimmung gebracht worden, dem Drängen des Klägers nachzugeben und das Darlehen anzunehmen. Hinzu kommt, daß der Kläger mit dem von ihm gewährten Darlehen sich selbst das Vergnügen machte, am Totalisator weiter zu setzen, während der Beklagte die Gefahr für den Ausgang der Wette trug. Die Klage wurde demnach abgewiesen.

Eine weitere Bestimmung des § 762 BGB. verdient noch erwähnt zu werden: ist auch durch Spiel oder Wette keine Verbindlichkeit begründet, so kann man doch das auf Grund des Spiels oder der Wette bereits Geleistete nicht deshalb zurückfordern, weil keine Verbindlichkeit bestanden hat. Margarethe Falkenfeld.

Das neue Buch

Dr. med. Eugen Klein: „Gesundheit als Erlebnis“ *)

Das Buch will etwas Richtiges, sehr Einleuchtendes. Im Rahmen einer umfassenden psychologischen Volkshygiene habe als Ziel gesundheitlicher Erziehung der „gute Mensch“ vorzuschweben. Verfasser will mit dieser Betonung der heute üblichen Aufklärungs- literatur über medizinische Fragen entgegenreten, durch die oft nur Bildung krankhafter Vorstellungen und Fikturierung bestehender Beschwerden erreicht werde. Demgegenüber läme es vielmehr darauf an, sich in Leidenszuständen auf ein absolut positives Ziel einzustellen, in sich das Bild zu entwickeln, nach dem man strebt. Alles andere bleibe Sache des Arztes.

Schon hier ist einzumenden, daß durch breiteste Besprechung von Krankheitsercheinungen neben einigen nachteiligen Folgen schließlich auch eine größere Beachtung geringfügiger Leiden allgemein hervorgerufen wurde, wodurch so mancher Kranke früher

und mit größerer Aussicht auf Erfolg in die Hand des Arztes kam. Trotzdem bleibt der Standpunkt des Verfassers anzuerkennen. Durch geeignete Erörterungen über Fragen der Ernährung, der Genußmittel, Atem- und Bewegungskultur, Ruhe und Schlaf, Hautpflege und anders läßt sich der Boden bereiten für eine Körperkultur, die um so tiefer geht, je mehr die Anregung dazu zum Erlebnis führt. Hier erst entsteht für den Autor das Problem, wenn er nicht schnell vergessen werden will: Stil und Art der Schreibweise sichern erst breiten Erfolg.

Hier aber verarmen zwei große Worte und lehrhafte Weitschweifigkeit den Weg. Wir sind ja zuerst alle bereit, der Ankündigung zu folgen. Aber Seite um Seite wird uns die Lust daran verdoorn. Die wenigsten von uns haben Zeit, über die medizinische Problematik der Erkenntnistheorie zur Gesundheit zu gelangen. Wendet sich aber Verfasser nur an diejenigen, die er vom „Intellektualismus“ befreien will, so ist auch hier sein Erfolg zweifelhaft; denn er bleibt selbst intellektuell. Außerdem vermissen wir manche wichtigen Fragen, z. B. Kultur des Geschlechtslebens und die sozialen Beziehungen der Volksgesundheit. Heinz Adam.

*) Riebs Kampmann Verlag, Freiburg i. Br. Preis 5 M.

WAS DER TAG BRINGT

ERZÄHLT VON YORICK

Lehrreiche Geschichte

Im nördlichsten Sibirien, mitten in der Arktis, liegt das Delta des Indigirka. Hierhin sandte die Sowjetakademie der Wissenschaften eine Expedition. Diese Expedition fand etwas Außergewöhnliches: ein vergessenes Volk.

Es war seit dem sechzehnten Jahrhundert dort sesshaft — seit Iwan der Schreckliche es aus seinem ursprünglichen Wohnsitz vertrieben hatte. Iwan nämlich war den Kosaken nicht grün, und den Kosaken rechnete sich dies Volk zu. Seither ernährt es sich von Jagd und Fischerei. Die ungefähr fünfhundert Volksgenossen leben nach Familien geordnet in großen Gemeinschaftshäusern. Vor achtzehn Jahren war zum letzten Male ein Fremder bei ihnen, der Kunde brachte aus der fern, großen, warmen Welt. Und nun ließen sie sich von den Expeditionsmitgliedern über alles unterrichten, was sich inzwischen ereignet hatte.

„Es hat einen kolossalen Fortschritt gegeben!“ sagten die Expeditionsleute. Und sie erzählten vom Auto.

Das vergessene Volk staunte. Es hatte noch kein Auto gesehen, noch von keinem gehört. So weit war es zurückgeblieben! Die Russen lächelten.

Dann berichteten die Gäste einiges vom Flugzeug. Das vergessene Volk glaubte es nicht. So weit war es zurückgeblieben! Die Russen lächelten.

Und sie erzählten weiter: von der Staatsform der Sowjets. Von der Elektrifizierung. Vom Fünfjahresplan. „Und dann, denkt euch“, hielten die Russen zum entscheidenden Schlage aus, „und dann hat man bei uns inzwischen die Frau befreit. Die Frau kann studieren, die Frau kann Staatsstellen belegen, die Frau —“

„Das“, antwortete das vergessene Volk, „das wird unser Staatsoberhaupt interessieren. Wir haben es vor dreißig Jahren gewöhnt, es ist selbster auch unser Richter, wir sind sehr zufrieden mit ihm. Kommt mit uns und erzählt ihm!“

Sie gingen zum Staatsoberhaupt. Das Staatsoberhaupt, das vor dreißig Jahren gewählt wurde, war — eine Frau.

Die Russen staunten. Das vergessene Volk lächelte. So weit — So weit geht die Geschichte.

Es brennt beim Feuerwehrhauptmann!

Was tatsächlich: es brannte beim Feuerwehrhauptmann! So ungeschickt ist manchmal des Feuers Macht, von der Schiller sozial Wesens macht. Gerade da brennt es los, wo es der Mensch bezähmt, bewacht.

Also die Feuerwehr des Dorfes war natürlich gleich zur Stelle. Der Herr Feuerwehrhauptmann leitete die Lösungsaktionen persönlich. Das hätte sicher zum Erfolg geführt, wenn nicht die Pumpe kaputt gewesen wäre. Wenn weiter nicht, als die Pumpe repariert war, der Schlauch an mehreren Stellen Schnittmunden gehabt hätte. Wenn schließlich nicht, nachdem der Schlauch geflickt war, das Haus schon längst niedergebrannt gewesen wäre.

Within hatte doch das Feuer recht behalten — trotz der so unmittelbaren Nähe des Herrn Feuerwehrhauptmanns. Dieser selbst gab sich damit zufrieden, das ganze Dorf gab sich damit zufrieden. Nur —

Nur die Versicherung. Also wie die Versicherungsgesellschaften schon sind — es kam zur Klage. Ueberraschenderweise zur Klage gegen den Herrn Feuerwehrhauptmann.

Dieser Tage fiel die Entschädigung. Es gab wegen schwerer Brandstiftung und Versicherungsbetruges sowie wegen Sachbeschädigung an den Utensilien der Feuerwehr zwei Jahre Zuchthaus.

Den Herrn Feuerwehrhauptmann behielt das Gericht vorsichtshalber gleich da. Zwei Jahre lang muß die Feuerwehr ohne ihn lösen...

Hexer Mensch

Längst ist das Geschlecht der Menschen ein Geschlecht von Hexenmeistern geworden. Es ist nicht der Mäntel, der bezeugt wird, wie eine finstere Zeit glaubte, und es ist nicht das Tier: es ist die Materie, die der Hexenmeister Mensch verzauert, das Wasser, das Feuer, die Erde, die Luft. Er steigt ins Auto und rast dahin, behaglich sich zurücklehnd über vielen tausenden sich jagender Explosionen, und lächelt; er trennt in hochschlotigen Fabriken die Elemente voneinander und bindet sie neu und zwingt sie in selbstverdachte Gestalten, und forcht sich nicht. Er hat Neues, gefahrlos Neues geschaffen und ist doch selbst der Wille gebildet, einer, der sich müht, um zu leben, einer, der schwitzt vor Mühe und der sich während der Arbeit manchmal den Schweiß von der Stirn wischt, wie es seine Urnahmen nach der Luerochsjagd oder beim Pflügen mit dem Holzpfug tat.

Seiner Provisor einer Apotheke in Rizza, der eine winzige Menge Magnesiumsalz verpackte, tat das auch. Er hielt das noch nicht fest verschlossene Patetchen in der wischenden Hand. Schweiß ist Wasser; Magnesiumsalz entzündet sich bei der leisesten Berührung mit Wasser: plötzlich hatte der Provisor ein Flammenbündel in der Hand, plötzlich brannten ihm Finger und Gesicht. Entsetzt warf er das Feuer von sich, irgendwohin; es stand eine Leihersche im Raum, ein Funke fand sich in ihre Nähe, sie explodierte.

Das Feuer, das die Apotheke zerstörte, konnte mit Mühe gelöscht werden. Der Provisor und eine Kassiererin liegen im Hospital mit schweren Verletzungen. Eine andere Apotheke hat das Magnesiumsalz versendet.

Hexenmeister Mensch: wird dir nicht bange?

Die Nachtigallen von Marrow

Der alte Stumpfsinners behauptet: „Die Nachtigall singt überall, doch singt sie meistens nächtlich; im andern Fall wär's 'ne Tagtigall, und der Stumpfsinn wäre beträchtlich.“

Er hat nur zu recht, der alte Stumpfsinners. Die Einwohner von Marrow können ein Nachtigallenlied davon singen.

Marrow ist ein Dorf in der englischen Grafschaft Surrey, und im Wald rings um Marrow schlagen Nacht für Nacht, wie es ihnen von den Lyrikern vorgegeschrieben ist, die Nachtigallen. Abends um zehn Uhr fangen sie an, und morgens gegen fünf hören sie auf. Die guten Marrower wissen das darum so genau, weil sie vor lauter Bessung keine Nacht — schlafen können... Sie haben all ihre Schuhe nach den übereifrigen Sängern verschleudert, es kräht kein Hahn — pardon: es schlägt keine Nachtigall danach, und sie wollen jetzt, zum äußersten getrieben, mit Schlegelgewehren gegen ihre Quälgeister zu Felde ziehen.

Du lieber Himmel, denken wir, die wir dies lesen: so was gibts! Bei uns ziehen die Rundfunkgesellschaften mit ihrem Mikrophon in den Wald, um ihren von aller Natur abgeperrten Hörern den Genuß einer Nachtigall zu verschaffen, und die Nachtigall schmeißt sich natürlich in allen Trillern aus, so daß man statt dessen ein Schallplattenkonzert einlegen muß, was einem (sowie schon zum Halbe rausgehört) — und in Marrow trallt man sie nieder! Gibt es denn gar keine Möglichkeit, mit Marrow halb und halb zu machen, etwa so, daß die Hälfte der Marrower Nachtigallen eingetauscht wird gegen die Hälfte der Berliner Rotarorbahner, die nachts ausgerechnet vor meiner Haustür ihren Motor anzulurdeln pflegen? Was sage ich: ich gebe die sämtlichen Berliner Benzinnachtigallen gegen eine einzige richtige Nachtigall aus Marrow, sofern sich selbe verpflichtet, die ganze Nacht vor meinem Fenster zu singen! Und warum, fragt mein empörtes Herz, ist es gestattet, die Nachtigallen einfach niederzuknallen, wohingegen man mittelmäßig ansturzelnde Rotarorbahner nicht niederknallen darf??

(NB: Ich besitze nämlich leider noch kein Rotorrad!)

George Stephenson

Zu seinem 150. Geburtstag am 9. Juni

Jahrtausende kannten keine raschere Bewegung von Ort zu Ort als das Reiten auf dem Sattel, das Fahren im Pferdefuhrwerk, im Segelschiff. Man reiste zu Napoleons Zeiten so wie in den Tagen der Pyramidenbauer Ägyptens. Die Eisenbahn erst brachte eine neue Anschauung von Raum und Zeit, begründete das Tempo des technischen Zeitalters, veränderte das Bild der Kultur grundlegend. Gewiß, die wirtschaftlichen Vorbedingungen für solchen Wandel mußten vorhanden sein — aber die Lösung, die entscheidende Tat —, sie vollbrachte durch Genie und Ausdauer George Stephenson, der Proletariersohn aus Northumberland.

Am 9. Juni 1781 wurde dem Kesselheizer Robert Stephenson (ausgesprochen Stihwenßen) der zweite Sohn geboren. Er erhielt den Namen George. Sein Geburtsort war das Dorf Wylam im englischen Kohlengebiete von Northumbrien. In einer Bergarbeiterwohnung mit unbewerkten Wänden, rohem Lehmbofen, nackten Dachbalken kam George zur Welt. Der Wochenlohn des Vaters, 12 Schilling, reichte knapp zum sparsamsten Lebensunterhalt für die achtköpfige Familie — nach George waren noch vier Geschwister gekommen, Lebensmittel waren auch damals teuer im Bergwerkgelände. Für Schulunterricht seiner Kinder konnte Robert Stephenson nichts erübrigen. Als Analphabeten mußten sie aufwachen, wie die meisten Kinder seiner Kollegen. Dagegen erlernte George vom Vater die Beobachtung der Natur und die Liebe zu den Tieren, besonders zur Vogelwelt. Mit acht Jahren verdient George als Hirtenjunge sein erstes Geld: Zwei Pence (Pfennige) täglich.

Schon damals paßt ihn die große Liebe seines Lebens: Die Maschine.

Er sieht die noch unbeholfenen Maschinen des erwachenden technischen Zeitalters. Aus Holz, Lehm und Stroh bastelt er Maschinen. Maschinenführer werden, das ist seine Sehnsucht, es glückt ihm, als Hilfsheizer anzukommen. Mit 15 Jahren ist er erster Heizer, bald darauf Maschinenwärter. Er ist sparsam, meidet das Wirtshaus. In seinen Freistunden untersucht er seine Maschine, dringt in ihre Geheimnisse ein, abends nimmt er Unterricht. Mit 19 Jahren kann er seinen Namen schreiben. Er wird Bremser am Förderschacht, er repariert Schuhe und Uhren, erfindet, bastelt und liest. Schwere Zeiten kommen. Nach kurzem Eheglück stirbt Georges junge Frau. Der Vater erblindet durch großartigen Arbeitsunfall. Der Krieg mit Frankreich, die Kontinentalperce bedeuten Lohnruhr, Steuerlast, Arbeitslosigkeit für die englischen Arbeiter. Jeder siebente Engländer bezieht Armenunterstützung! George denkt an Auswanderung. Da kommt die Wendung: An einer Pumpe versagt die Kunst der Ingenieure.

George bringt die Pumpe in Ordnung, rettet den Schacht, wird der gefuchteste Maschinenmeister der Gegend.

1812 ist er „Maschinenmacher“ in Killingworth mit 100 Pfund Jahresgehalt. — Schlagwetterexplosionen sind damals der Schrecken des Bergwerkgeländes. Unter lebensgefährlichen Versuchen erfindet Stephenson eine Sicherheitslampe. Sie bewährt sich. Unabhängig davon bringt der Chemiker Davy eine ähnliche Lampe heraus. Die Gelehrtenwelt verdächtigt voll Entrüstung den ungelehrten Maschinenmacher des geistigen Diebstahls! Doch Daten und Schriftstücke beweisen: Stephenson's Lampe war schon fertig, als Davy erst mit seinen Versuchen begann! Es gibt schon damals in England ein paar unbeholfene Lokomotiven. Immerfort versagend, immer wieder auf elendem Gleise zusammenbrechend, schleppen sie Kohlenkarren mit der Geschwindigkeit eines Fußgängers.

Stephenson baut eine bessere Lokomotive, den „Blücher“.

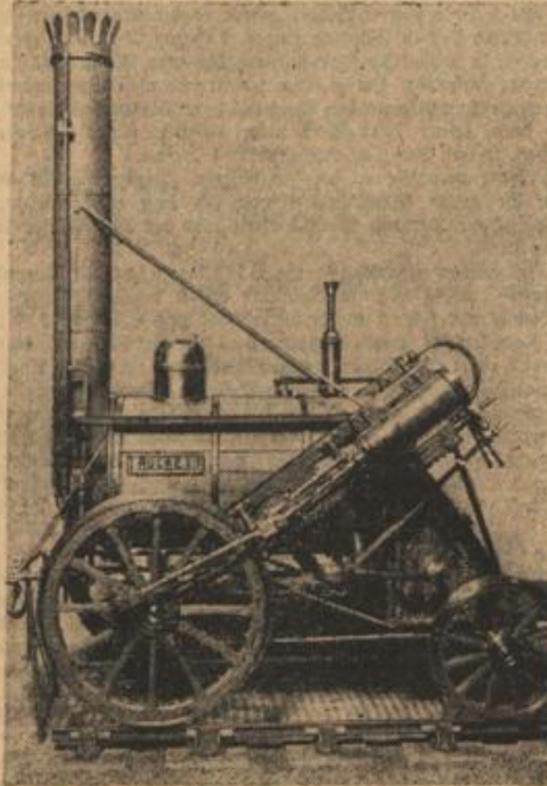
Er erkennt rasch die Fehler früherer Erfinder, die Vorbedingungen der Entwicklung des dampfbetriebenen Zuges zum Verkehrsmittel: Leistungsfähige Maschine und festes Gleis auf starkem Unterbau (das hatten alle Vorgänger übersehen), möglichst ebene Streckenführung. „Zug und Schiene gehören zusammen wie Mann und Weib!“

Eduard Bease, ein fortschrittlich denkender Kaufmann, kämpft um Genehmigung eines Schienenweges für den Kohletransport zwischen Stockton und Darlington. Hart sind die Widerstände im Parlament. Aber Bease ist Quäker. Die Quäker sehen den Bau durch, geben auch das Geld. Man denkt natürlich nur an Pferdebetrieb. Da besucht Bease eines Tages der bescheidene Maschinenmacher von Killingworth. Er rät zur Verwendung von Lokomotiven, erzählt von seinem „Blücher“, der jetzt Jahren vorzüglich arbeitet. Bease reist nach Killingworth, ist überzeugt, begeistert. Er gründet mit Stephenson die erste Lokomotivfabrik der Welt! Am 27. September 1825 läuft der erste Dampfszug auf der „Quäkerlinie“ Stockton—Darlington. Indessen werden auf dieser Strecke die Wagen meist noch durch Pferde gezogen, und von regelmäßigem Verkehr ist keine Rede. Schon 1821 beschließen die Kaufleute von Liverpool und Manchester, beide Wirtschaftszentren durch eine Schienenbahn zu verbinden. Stephenson's Ruf ist schon so groß, daß man ihn zum leitenden Ingenieur des Bahnbaus ernannt. Stephenson will die Bahn mit Lokomotiven betreiben. Er will die Strecke durch Berge, über Flußtäler, ja mitten durch das riesige Chatmoor führen. Alle Techniker Englands stehen gegen ihn. Kanalaktionäre, Fuhrunternehmer, Grundbesitzer entsetzen in Presse und Parlament eine wilde Heiße gegen Stephenson und seine Pläne. Man erklärt seine Ideen für verbrecherischen Wahnsinn, man versucht ihn in Kreuzverhören zu verwirren.

Stephenson läßt sich nicht beirren. Er arbeitet, zeigt, was er kann und findet nach und nach Anhänger. Stephenson hat kein Vorbild, kann sich auf keine Erfahrung früherer Techniker stützen. Gleis und Bahnhöfe, Weichen, Signale, Fahrzeuge, Bahnhöfe, Tunnel, Eisenbahnbrücken, Bahnanlagen in Sumpf und Felsgrund — alles muß erst erdacht, gebaut, erprobt werden. Es gibt keine gelehrten Bahnarbeiter, Stephenson muß sie anlernen. Es gibt keine Eisenbahntechniker, Stephenson muß sie heranzubilden. Tag und Nacht arbeitet er gemeinsam mit seinem Sohne Robert. Er hat Robert zum Ingenieur ausbilden lassen; Robert hat sein technisches Genie geerbt, er ist des Vaters stärkste Stütze. Die Bahngesellschaft hat ein Preisauschreiben für die beste Lokomotive erlassen.

Die Stephenson's bauen die „Rake“. Sie hat den Flamrohrkessel, die Anordnung der Teile, das Anschauen des Feuers durch den Abdampf wie die heutigen Maschinen.

Im berühmten „Lokomotivrennen von Rainhill“ im Oktober 1825 versagen alle Konkurrenten, aber die „Rake“ braust mit 46-Stunden-Kilometer über die Bahn! Und am 15. September 1825 kann die Linie Liverpool—Manchester, die erste wirkliche Eisenbahnstrecke der Welt, feierlich eröffnet werden! (Wir brachten im „Abend“ vom 15. September 1930 eine ausführliche Schilderung dieser ersten



Eisenbahn.) Der Bann ist gebrochen. Allenthalben beginnt man den Bau von Eisenbahnen. Zuerst in England, bald auch im Auslande. Ueberall wird Stephenson als Leiter, als Berater begehrt. Sein Sohn, seine Schüler, seine Arbeiter eroberten als eine friedliche Armee dem neuen Verkehrsmittel immer neue Provinzen.

Stephenson bleibt ein schlichter Mann. Er trägt keinen Orden, er lehnt alle Titel ab.

Er schafft Arbeiterbibliotheken, richtet Unterrichtskurse und Schulen ein. Die Bildung, die er so schwer erkämpfen mußte, will er der kommenden Generation erschließen. Er gründet auch einen Arbeiter-Sportklub, weil er selbst in seiner Jugend ein guter Sportsmann war.

Auf einer Berufstreife nach Spanien zog Stephenson sich ein Leiden zu, dem er am 12. August 1848 erlag. Das englische Volk hat seinen Namen in Westminster in Stein verewigt. Es hat seine ersten Lokomotiven als Denkmäler aufgestellt.

Dr. Wolfgang Mejer.

„Elektrische Unfälle“

Zu dem kürzlich gemeldeten Unfall, dem die Angestellte eines Friseurgeschäfts zum Opfer fiel, schreibt uns ein Fachmann:

„Elektrische Unfälle“, wie der Gemeldete, sind zum Glück sehr selten, wenn man die Riesennengen der in Gebrauch befindlichen elektrischen Apparate in Betracht zieht. Es müssen mehrere Umstände zufällig zusammenwirken, damit der Strom überhaupt zu gefährlicher Wirkung gelangen kann. Nur defekte Apparate oder Leitungen können Stromaustrittsstellen sein, niemals aber Geräte, die sich in Ordnung befinden. Aber auch bei zufälliger Berührung einer Defektstelle erfolgt nur selten ein heftiger Stromschlag, denn die Elektrizität geht nur dann mit entsprechender Stärke auf den Körper über, wenn er im Augenblick eine gut leitende Verbindung zur Erde bietet. Der Widerstand des menschlichen Körpers ist in der Regel zu groß, als daß er dem Strom als Durchgangsleiter zur Erde dienen könnte. Erst wenn durch große Hautfeuchtigkeit der elektrische Widerstand des Körpers stark herabgesetzt ist, kann ein Stromübergang erfolgen, aber selbst in diesem Fall muß noch eine gute Strombrücke zur Erde vorhanden sein, also der Betreffende muß zufällig mit durchnäthem Schuhwerk auf nassem Boden stehen oder er muß eine Metallleitung berühren. (Wasserrohr, Heizungsrohr, Ent- und Belüftungsrohr.) Deshalb kommen elektrische Unfälle nur in solchen Räumen vor, die besonders naß sind und wo Personen nach längerem Verweilen die besprochene psychischen Voraussetzungen ausnahmsweise erfüllen, also in Kellern, Waschräumen, Badezimmer und in den gewerblichen Räumen der sogenannten „nasßen Betriebe“, z. B. Fleischerereien, Lederfabriken, Brauereien.

Immerhin soll man im Gebrauch elektrischer Apparate einige Sorgfalt aufwenden, besonders die Anschlußschnüre pfleglich behandeln, zerbrochene Schutzdeckel ersetzen und keinesfalls Geräte aller Art und auch Beleuchtungskörper naß abwischen und dabei den Strom eingeschaltet lassen. Im Baderraum haben die für sie nicht gebauten Heizjalousien nichts zu tun und das Haar mit der elektrischen Heißluftdusche trocknen, wenn man noch in der Wanne sitzt, ist eine ganz bedenkliche Sache.

Wenn elektrische Geräte „elektrifizieren“, lasse man sie sofort reparieren und warte nicht erst, bis sie gänzlich versagen. Auf diese Weise werden Unfälle sicher vermieden. H. K.

Drahtlos aufgenommene Schallplatte

Ein Amateur, der sich damit beschäftigt, Schallplatten von den Rundfunkübertragungen selbst aufzunehmen, machte kürzlich folgendes interessante Experiment: Da an seinem Empfangsort (Karlruhe) der Sender Mühlacker in besonders guter Tonqualität und konstanter Lautstärke zu empfangen war, zeichnete er vom Sender Mühlacker gesendete Schallplattenmusik hinter seinem Empfangsgerät wieder auf Schallplatten auf. Dann beschaffte er sich die von ihm drahtlos aufgenommenen Schallplatten im Original und führte Unbefangenen beide Platten vor, mit dem Resultat, daß die Hörer überhaupt keinen Unterschied feststellen konnten. Die vielfachen Energieumformungen von der Schallplatte über den Tonabnehmer, Verstärker, Sender, Empfänger, Tonschreiber, Schallplatte, wiederum Tonabnehmer, Empfänger, Verstärker und Lautsprecher waren also mit einer solchen Verzerrungsfreiheit durchgeführt, daß das menschliche Ohr zwischen Originalmusik und Wiedergabe keine Unterschiede mehr feststellen konnte. Interessant ist es, daß für diese Versuche nicht etwa ein hierfür besonders hergestellter Spezialverstärker benutzt wurde, sondern ein normaler Wechselstrom-Empfänger, Telefunken 40-Spezial.

Elektrotagung. Der Verband Deutscher Elektrotechniker und die Vereinigung der Elektrizitätswerke haben beschloffen, ihre Tagungen gemeinsam abzuhalten und sie zu einer Elektrotagung auszugestalten. Sie findet vom 21. bis 23. Juni in Frankfurt a. M. statt.

Atlantik-Fahrt des Flugboots

Der zukünftige Ozeanflugverkehr.

Als am 5. Juni der Draht die Nachricht von der glücklich erfolgten Überquerung des Südatlantik durch das Dornier-Flugschiff „Do X“ brachte, fand ein Unternehmen seinen vorläufigen Abschluß, dessen Anfang unter keinem allzu günstigen Stern stand. Groß und manchmal fast entmutigend waren die Schwierigkeiten, die vom ersten Probeflug bis zu der glücklichen Landung in Südamerika zu überwinden waren.

Wie jedermann weiß, ist die „Do X“ das erste Flugschiff der Welt, das in diesen großen Abmessungen erbaut worden ist. Daß es dem schwer um seine Existenz ringenden deutschen Flugschiffbau beschieden war, auf diesem Wege bahnbrechend voranzugehen, hat die allseitige Achtung des gesamten Auslandes gefunden. Die befrriedigend verlaufenen Probeflüge, u. a. mit 170 Passagieren, ließen erkennen, daß „Do X“ doch nicht so schlecht sein kann, wie sie anfangs gemacht worden war. Wie Dr. Dornier seinerzeit vor dem Haushaltsausschuß des Reichstags auseinandersetzte, ist das Flugschiff nicht für die Überquerung des Ozeans gebaut worden. „Do X“ wurde mit Mitteln der Steuerzahler durch sogenannte Subventionen hergestellt. Aus diesem Grunde ist auch die von den Dornier-Werken gezeigte übergroße Vorsicht in bezug auf Ausschaltung jeglichen Risikos verständlich.

So waren die Dornier-Werke nicht in der Lage, Schiffe zur Sicherung der Flugroute auf dem Ozean bereitzustellen, wie es bei ähnlichen Ozeanüberfliegen bisher der Fall war; sie trugen vielmehr die gesamten Kosten der Erprobungsflüge, die in die Zehntausende gingen, selber und mußten naturgemäß bei der Rollage der deutschen Flugzeugindustrie jeden Pfennig dreimal umdrehen, bevor sie ihn ausgaben. Es ist wenigen bekannt, daß seit geraumer Zeit Verhandlungen über eine Kombination des „Zeppelins“ und der „Do X“-Flugschiffe für den zukünftigen Ozeanflugverkehr nach Amerika schweben. Diesem Zweck mußte eine überaus sorgfältige und gründliche Erprobung der „Do X“ in verschiedenen Wasser-, Luft- und klimatischen Verhältnissen vorangehen. In diesem Zusammenhange sei darauf hingewiesen, daß auch der alte Graf Zeppelin, dessen Mitarbeiter Dornier seit 1914 war, von Beginn seiner Laufbahn an mit den größten Widerwärtigkeiten und dem Gegenarbeiten englischer Bierbankpolitiker

und Cluquen zu kämpfen hatte. Die Leute, die das Gras wachsen sehen und sich immer bemüht fühlen, als „Nachseute“ aufzutreten, gaben Zeppelin damals den Beinamen „der närrische Graf“, während das Volk, nicht so dumm, wie es immer hingestellt wird, mit weit mehr Voraussicht veranlagt, schon damals herausgefunden hatte, daß die Ideen Zeppelins für die Menschheit künftiger Zeiten von großem Segen sein würden. Die Geschichte des Luftschiffs und die Flüge Eckners haben dem alten Grafen recht gegeben. Die Zukunft wird lehren, daß der Transoceanverkehr in Dornier einen guten und berufenen Pionier gefunden hat.

Selbstverständlich können auch, wie beim Zeppelin seinerzeit, Kinderkrankheiten nicht ausbleiben. Wenn alles das, was sich bei der Erprobung neuer Seeschiffstypen ereignet, ebenso an die große Glocke gehängt worden wäre, wie es jetzt beim „Do X“ der Fall war, so würden wir niemals im Leben einen Ozeanflugschiffverkehr erhalten haben. Die Kritiken zeigten von wenig Kenntnis des technischen Entwicklungsganges und der ungeheuren Forschungs- und Erprobungsarbeit, die zu leisten ist, bevor das endgültige Produkt fix und fertig vorliegen kann. Bei dem heutigen Stande der Technik stellt eine Ozeanüberquerung mit Flugzeugen eben noch ein großes Risiko dar; solange wir nicht andere Antriebsmittel haben als den Benzinmotor. Ein „Do X“ mit Dieselmotoren hätte niemals unter der riesigen Menge toter Benzinflast zu leiden gehabt, er hätte mit fast dem dritten Teil des Betriebsstoffes auskommen können. Hier zeigt sich der Weg, den die verantwortlichen Stellen unbedingt gehen müssen, sollen wir nicht in unserer Volkswirtschaft dabei zu kurz kommen. Deshalb ist eben nur mit systematischer Forschungsarbeit das Problem seiner Lösung näherzubringen. Columbus hätte Amerika niemals entdeckt, wenn man an sein Schiff dieselben Ansprüche gestellt hätte, wie man sie heute an unsere Ozeanflugschiffe zu stellen gemohnt ist.

Nicht zuletzt verlangt es die Fürsorge für unsere hochqualifizierte Facharbeiterschaft, daß alle die Bestrebungen begrüßt werden, die darauf hincielen, durch Exportmöglichkeiten im Auslande neue Absatzgebiete und damit Arbeit für tausende jetzt feiernder Hände zu schaffen. Wer hierbei tätig mithilft, ist der Freund der arbeitenden Klasse und ein Helfer beim Aufbau des neuen Staates.